

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

10. Heft

Oktober 1930

5. Jahrgang

Siebenbürgische Komponisten der Gegenwart

von Dr. Erich S. Müller = Dresden

Wenn man den Versuch unternimmt, eine Gruppe von Komponisten unter einem gemeinsamen Begriff zusammenzufassen, so muß man den Gegebenheiten nachspüren, die sie verbinden. Es soll hier in groben Zügen versucht werden, den Nachweis zu führen, daß tatsächlich von „siebenbürgischen Komponisten“ und nicht nur von „Komponisten in Siebenbürgen“ gesprochen werden darf.

Wir haben es in der Musikgeschichte der letzten hundert Jahre wiederholt erlebt, daß sich gewisse Gruppen von Komponisten gebildet haben, die sich — trotz aller starker Differenzierung in der Entwicklung des Personalstils — gegen alle anderen deutlich abgehoben haben, so z. B. die romantische Schule in Leipzig, der Kreis um Louis Thuille in München, der Kreis um Arnold Schönberg in Berlin. Jeder dieser Kreise nun weist bei genauer Betrachtung nicht nur eine reine schulmäßige Gebundenheit, sondern mehr noch eine kulturell bedingte Einheitlichkeit auf, bei der auch rassische Verbundenheit eine ausschlaggebende Rolle spielt. Während es in Deutschland eine hochentwickelte Heimatkunst auf den Gebieten der Malerei und Dichtkunst gibt, fehlt diese auf dem der Musik fast völlig. Es würde hier zu weit führen, den Gründen dafür nachzuspüren.

Wie liegen nun die Verhältnisse in Siebenbürgen? Die Musik ist heute diejenige Kunst geworden, die sich der Natur am meisten entfremdet hat. In ihr war von jeher das Heimatgefühl unvergleichlich schwächer entwickelt als in der Dichtkunst und Malerei. In Siebenbürgen hat sich aber die Musik der Natur noch nahe erhalten. Wir erleben es hier, daß eine musikalische Heimatkunst sich entwickelt hat. Die Kräfte der Persönlichkeit, der Rasse und des Milieus bestimmen das Kunstwerk. Eine Jahrhunderte währende Geschichte hat im Volke der Siebenbürger Sachsen ein geistiges Milieu geschaffen, das unmittelbar zu einer Heimatkunst hindrängt; dieses wieder steht in engstem Zusammenhang mit dem landschaftlichen Milieu. So trieben die Kräfte dazu, bewußt auch die Musik in den Dienst der Verherrlichung der Heimat zu stellen. So entstand eine siebenbürgisch-musikalische Heimatkunst, die deutlich die Züge des Landstriches zeigt, in dem sie

entstanden ist, die unverkennbar Volkstum und Natur aus den Klängen heraus-
hören läßt, dem Siebenbürger selbst vielleicht weniger klar zum Bewußtsein kommend,
als anderen deutschen Stämmen. Wenn wir also so von einer siebenbürgischen
Musik, in der die Fähigkeit des Festhaltens am deutschen Volkstum ebenso mit-
schwingt, wie die an sonnigen Sommertagen an den Abhängen der Karpathen
flirrende Luft, sprechen dürfen, so dürfen wir auch von siebenbürgischen Kompo-
nisten sprechen.

Hier steht Paul Richter heute an erster Stelle, sowohl dem Grade seines
äußeren Einflusses als Generalmusikdirektor und Professor am Konservatorium
in Kronstadt, wie dem der Begabung nach. Er ist eine Persönlichkeit, die fest im
Sachsenthum wurzelt. Er ist bewußter Heimatkünstler. Seine „Karpatische Suite“
ist beinahe ein Schulbeispiel für musikalische Heimatkunst. Hier liegt das musikalische
Programm offen zutage. Anders in seinen Symphonien. Auch hierin spürt
man die Erdgebundenheit in jedem Takt und auch das Sachsenthum. Rassenstolz,
Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, gemischt mit einem feurigen, lebhaften
Temperament, sprudelnde Heiterkeit, weiche sentimentalische Romantik, religiöser
Naturgeist geben diesen Werken ihr eigenartiges Gepräge. Auch in seinem Klavier-
konzert spiegelt sich diese Mischung wieder. Am charakteristischsten aber kommt sie
naturgemäß in den Chören und Liedern zum Ausdruck. Es sei hier nur auf die
großangelegte Ballade „Der Totenvogel“ hingewiesen, die das Heimatkünstlerische
in dem Schaffen Paul Richters, das auch in Deutschland sich immer weitere
Kreise erobert, auch für den musikalisch weniger fein Empfindenden deutlich
werden läßt.

Jedem klar erkennbar aber wirkt sich diese siebenbürgische Heimatkunst in dem
Schaffen Bertha Vocks aus. Hier erleben wir das seltene Phänomen einer
wirklich musikalisch-schöpferisch begabten Frau, die naturgemäß gerade durch ihr
Frauentum besonders eng in Volkheit und Landschaft verwurzelt ist. Ihre Lieder,
die bis in die fernen Kontinente gedrungen sind, zeigen unverkennbar sieben-
bürgische Bodenständigkeit. Wie schwingt in ihrem „Über den Bergen“ die Seh-
sucht jedes Siebenbürgers nach dem Mutterlande im Unterbewußtsein mit; wie
von echtem Sachsenstolz durchpulst ist ihr „Noch bin ich jung.“ Und wieviel Fein-
sinn zeigt ihre Oper „Die Pfingstkrone“ (Text von Anna Schuller). Hier haben
wir neben Richters „Karpatischer Suite“ das zweite große Werk musikalischer
Heimatkunst. Ein Motiv, das durch das ganze Werk zieht und dem die Worte
unterlegt sind: „Es war einmal in alter Zeit,“ ist ebenso charakteristisch für die
siebenbürgische Musik, wie der Anfang des zweiten Satzes von Richters Klavier-
konzert oder der Mittelsatz der Karpatischen Suite (trotz seiner rumänischen
Hirtinweise!)

Wie stark sich nun dieser siebenbürgische Musikstil ausprägt, wie stark das
Sachsenthum und das Landschaftliche auf einen erst in späteren Jahren eingewan-
derten Künstler einwirkt, das können wir deutlich an dem Preußen Arthur Stubbé
spüren. Wenn auch seine Consprache heute noch immer nicht als „rein sieben-

bürgisch“ anzusprechen ist, so finden sich aber doch in seinen Werken zahlreiche Stellen, die seine innige Verbundenheit mit Siebenbürgen spürbar machen. Wenn Stubbe als Komponist von Männerchören in immer weitere Kreise dringt, so scheint es fast, als ob er seine Erfolge diesem immer engeren Verwachsen mit dem Milieu seiner Wahlheimat und deren Naturverbundenheit zu verdanken hat, die den an der Unnatur des großstädtischen Lebens krankenden Sängern bei dem schöpferischen Nacherleben rein gefühlsmäßig das Gesunde der Tonsprache Stubbes empfinden läßt.

Diese siebenbürgische Heimatkunst kann für die Zukunft, die aus dem Chaos der Gegenwart nach Auslese, innerer Sammlung und Konzentration strebt, von Bedeutung werden, denn die moderne Großstadtmusik birgt keine zukunftssträchtigen Reime in sich, und — ohne Heimatgefühl gibt es keine große Kunst.



Ernst Leibl

Ein sudetendeutscher Dichter

von Dr. Heinrich Mico-Berlin, Preussische Akademie der Wissenschaften

Von der Erde in einem geläuterten und vergeistigten Begriff muß ausgegangen werden, will man der dichterischen Persönlichkeit Ernst Leibls von Grund auf gerecht werden. „Muttergrund des Lebens, trüchtge Erde“ spricht er sie einmal an. Erde ist nicht der braune Ackerboden der Heimat allein, sie ist die Summe der Umhüllungen, in die der stammlich und landschaftlich bedingte Mensch geboren wird, oder die ihn gebären. „Wie ein Choral, ernst und erhaben, / der Landschaft Orgel, dunklem Wald entsteigt, / der Landschaft, die mit Wiesen, Ackerbreiten / auf Wogen eines Hügellandes dämmert, / aus bäuerlichem Blut erhebt er sich.“ Hier ist der umfassendere Begriff der Erde angedeutet, wie er später noch schärfer gedanklich gefaßt erscheint: „Der Mensch muß ja aus Boden und Blut verstanden werden.“ Dieses Jueinander von Sinnlichem und Geistigem ergibt die Begriffstiefe jener „dunkel erbrausenden Erde,“ aus deren Busen „die Stimme der Liebe tönt“. Weh, wer sie verleugnet oder vergift! Der Dämon „— — —“ wirft mich / nieder auf die Erde, / damit ich ihrer nicht vergesse, / der tränendurchfeuchteten, / der blutgetränkten, der düsterglühenden, / die mit Urgewalten / in meinem Blute rauscht.“ Durch den Menschen, in dem diese glühende Macht des Blutes lebendig geblieben ist, ging noch kein Bruch. Er ist unmittelbare letzte Blüte eines aus Jahrtausenden herwachsenden Baumes. Wirkliche Vorzeitschauer bedrängen ihn und er beschwört in Wahrheit Urerinnerungen, wenn er bekennt: „Weltenmeere hatten mich einst gewiegt / sturmtolle Weltmeere zwischen ödesten Urweltklippen! / Davon ist ein Rauschen in meinem Blut geblieben,“ oder „Weltenmeere pochen in meinen Schläfen, / Weltenschauer schüttern durch meine Lenden.“ Im Zeitalter des sogenannten Expressionismus vernahm man ähnliche

Stimmen, doch sind sie wohl zumeist auf abgeleitete, ästhetische Erlebnisse zurückzuleiten, während hier Empfindungskraft aus dem strotzenden Erdreich quillt. Wenn nun gar bis in vormenschliche Bindungen und Zustände zurückgetastet erscheint und es heißt: „Über die Gläubigen / sehen im Tiere den Menschen, / den schicksalsverdrängten, / den andersgestalteten. / Und sie hören Stimmen klagen, / verwandten Herzschlags / wo andre nur Laute vernehmen, sinnlos und wirr,“ so wird offenbar, daß hier aus einem Urstoff heraus gestaltet ist, wofür es in der Dichtung unserer Zeit vielleicht nur noch an Richard Willinger eine Parallele gibt.

Ernst Leibl ist ein Sohn des Egerlandes, ein Sohn jenes an Begabungen reichen nordbayrischen Stammes, der trotz eines Anhauchs vom grüblerischeren fränkischen Wesen her eine unverbrauchte, sinnliche Kräftigkeit bewahrt hat. Wenn es in einem Gedicht heißt „Des Egerlands Musik und Mystik glutet / und stutet Leben spendend wie aus einem / uralten, feingeschwungenen böhmischen Glase,“ so ist doch für Leibl diese Stammeserbschaft nur zum Teil bezeichnend, nämlich, wie noch zu sprechen sein wird, für die Musik. Die mehr weiblich hingeebene Mystik, an die ich übrigens für das Egerland nicht recht glaube, ist bei Leibl zu einem männlichen, in der Wirkenswelt beschlossenen Gottglauben gewandelt; da und dort vorkommende mystische Formeln wie vom Gott, der „stille aus uns blüht,“ ändern dran nichts. Herbe Männlichkeit, zuweilen bis ins Wilde übersteigert, ist der eigentliche Wesenszug seiner Dichtung. Hier vorerst nur ein Blick in die männliche Kraft seines Gros. Bezwingend die schwere Sinnlichkeit einiger Liebesstrophen: „Mein Schoß drängt dir entgegen, / du dunkles Wesen, Weib;“ „Heil mir da noch vergönnet / uns Regen, Stern und Wind. / Noch strotzt mein Schoß in Glut und Kraft, / es will mein Same Mutterschaft — / Weib, schenke mir ein Kind!“ Wie heilendes Gewitter stürzen in eine Zeit sexueller Überfeinerung Verse wie die: „Du lauschtest, / denn ich rief deinen Namen Weib! Ich bin ein Sturmwind, / der deinen Schoß bedrängt. / In einer Wolke komme ich, / die dich überschattet, / — — — In einer Wolke komme ich / brüllend wie ein Stier, / wiehernd wie ein brünstiger Hengst. / Aus der Wolke breche ich / wie ein Räuber, / wie ein wegelagerndes Wetterleuchten.“ Vor solchem Urschrei verfliegt der parfömierte Rauch einer gezüchteten Asphaltichtung. Leibl weiß aber noch um einen Gros, vergeistigter, dauernder, wirkender als dieser Sinneneros, die im Blut gegründete, doch es übersteigende Seins- und Wirkensgemeinschaft. „Groß ist die Liebe, die sich verschenkt / vermittelt des Leibes; / aber die Liebe der Seele ist größer und dauernder.“ Und die häßliche, vereinsamte alte Frau gesteht: „Die Kraft meiner Liebe ist mächtger geworden, / seitdem ich lieb durch die Mittlung des Werkes.“ Von hier aus sendet Gros, wie noch zu zeigen sein wird, einen schöpferischen Strom in die zu Pflicht und Dienst verschworenen Männerbünde, in die noch chaotisch nach neuer Staatsgestalt drängenden Liebeskräfte der Nation.

Notwendig und aufschlußreich ist es, den Begriff des Wirkens näher zu umreißen. Werk ist bei Leibl nicht selbstgeschte, selbstgefundene Betätigung. Werk ist Schicksal, das den Menschen überfällt. Im Knaben, der über die Berge der

Heimat schreitet, „formt sich eines Tages der Wille,“ die Gemeinschaft der Menschen zu gestalten. Werk ist Auftrag, Not. Durch das Gesetz der Tat muß das Chaos, das noch nicht Geformte Fleisch werden. „Ohne Satzung herrscht das Ungehalte,“ aber „Gesetz erfüllt sich nicht im Wort. Das Werk nur steckt die Grenzen ab und heilt.“ Keiner entgeht seinem Auftrag. Er mag in alle Fernen schweifen, Phantomen nachjagen, sich in sich spinnen, rätselhaft steht einmal der Auftrag vor ihm. „Wir suchen die Ferne und finden uns selber; wir suchen uns selber und finden das Werk.“ Wer das Werk auf sich nimmt, hat damit aber nicht das irdische Glück. Tat muß getan werden bis zur Selbstaufgabe und Selbstvernichtung. „Finsternis war Hagen. / Er höhnte sein Herz! / Da er Siegfried erschlug, / den reinen Lören / — — — erschlug er sich selber.“ Dieses ins Dunkle hinein sich Erfüllen, dieses Maßlose ohne Vorbehalt, ist germanisch. Germanisch auch die Vorstellung des Schuldigwerdens im Wirken. Die Tat, die von mir getan werden muß, macht mich dennoch schuldig. „Nicht ohne Schuld bleibt, / wer seinen Weg geht / des Werkes gewiß, / das ihn entführet.“ Also strahlt das Werk über alles auf, da es von etwas Höherem gewollt ist. Der Einzelne aber darf hoffen, daß vom Werk her sühnendes Licht auf seine Täterhand fällt. So formt sich der umfassende Schicksalsbegriff hymnisch empor: „Zwischen Sünde und Gnade / zu fallen, zu steigen / auf der Woge des Lebens, / ist unser Schicksal / von Urzeiten her.“

Ist der wirkende Mensch der Willkür entrückt, so führt eine andere Grundanschauung diesen Gedanken noch weiter. Der ganze Mensch, in Sinn und Wesen, Denken und Handeln, ist kein Selbstgeschieses. Er ist er selber durch die Gemeinschaft. Sie nährt und trägt ihn, von ihr aus ist er als sinnvoll Gestaltetes denkbar. Gemeinschaft ist keine Summe ähnlich gerichteter Individuen, sondern die Urform menschlicher Erscheinung, die ihre Glieder, die Einzelnen, nach sich wirkt. Diese Gemeinschaftsform, die Leibl „Schar“ nennt, ist nichts Zweckhaftes, hat ihr Recht nicht in einer Zielbestimmung; ihr spontanes, gleichsam metaphysisches Dasein ist zugleich ihr Sinn. Aus dem tiefsten Grund steigend, ist ihr Wesen irrational und weiter religiös. Schar ist oder besitzt Kult, je nachdem, ob das kultische Prinzip in sie hinein oder über sie verlegt wird. Im Grund ist es dasselbe. Aber ohne Kult ist keine Gemeinschaft. Auch wo höhere Ordnungen vorliegen, wie bei der Nation. Wo die Ratio dieses Prinzip handelnd schmälert, beginnt das widergöttliche Chaos. Von hier aus gelangt Leibl zu gefügten Wertungen menschlicher Ganzheiten wie Staat, Kirche, Kunst. — Nicht eindeutig wird aus seiner Dichtung allerdings, welchen Grad von Selbständigkeit der Einzelne gegenüber der Gesamtheit behält. Der fruchtbare Gedanke scheint mir in einer harmonischen Spannung zwischen individueller Freiheit und Gemeinschaftsbindung zu liegen. Leibl faßt den Gedanken negativ, einmal theoretisch: „Die Einzelpersönlichkeit, auch der schöpferische Künstler, entartet, versandet, wenn er nicht aus der Bindung zur (kultischen) Gemeinschaft schafft,“ dann dichterisch: „Nichts gilt das Ich vor unserm starken Wir! / Wer wäre so vermessen, sich zu

nennen, / wenn über uns des Bundes Fahne lodert?“ Daß, wie oben gesagt wurde, die sittliche Verantwortung des Einzelnen für seine Tat durchaus betont ist, läßt jedoch schließen, daß Leibl den Gemeinschaftsgedanken nicht überspannt hat.

Ist mit den Grundbegriffen Erde, männlicher Groß, Wirken, Gemeinschaft der geistige Plan Leibls ungefähr abgesteckt, so bleibt noch übrig, ihn mit den Erfordernissen der Zeit ringend und ihnen antwortend darzustellen. Das stärkste Erlebnis des Jünglings und werdenden Mannes ist nach dem Knabenerlebnis der Jugendbewegung das des Grenzlandes. Als Sudetendeutscher ist Leibl Angehöriger des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen. Die beiden gegnerischen Völker, Tschechen und Deutsche, prallen in Böhmen seit je hart aneinander. In dieser Kampfeslust wuchs Leibl empor. Nach dem Zusammenbruch gerieten die Sudetendeutschen unter die stiriende Herrschaft des Tschechentums. Dreieinhalb Millionen lagen unter den Tritten der neuen Herren. Aus dem leidvollen Miterleben dieser Volksnot ist die sogenannte „völkische“ Lyrik Leibls zu begreifen. Der in seinem Volkstum gesicherte Binnendeutsche vermochte die Tragik jener Umsturzjahre doch nur viel mittelbarer zu erleben als der Tag für Tag um seine natürlichsten Güter und Rechte kämpfende Grenzdeutsche. Es war einerseits notwendig, andererseits folgerichtig, daß dem in der Linie Stehenden das Bild des Gesamtvolks, selbst des ohnmächtigen, gedemütigten, um vieles strahlender emporgewuchs als dem in inneren Reibungen aufgehenden Binnendeutschen. Selten sind gläubigere, inbrünstigere Deutschlandlieder gedichtet worden als in den Tagen, da das Reich schmachvoll am Boden lag. Die glühendste Liebe und der glühendste Glaube aber war jenseits der Grenzen. „Du mein heilig Land / Not, der ich zugebannt, / Rast du nach hartem Streit, / du Schmerz und Seligkeit!“ Mit schier religiöser Inbrunst wurden hinter dem Bild des gegenwärtigen, zerrütteten die bestehenden, ewigen Züge des Reichs gesucht. Wir müssen vergehen, „du aber, heiliges Deutschland / ragst noch, wenn längst wir vergangen / unter den Völkern der Erde / und bist der Gottheit Leuchten / brechend aus zagem Fleische / über dem Menschengeschlecht.“ Ein idolhaftes, mythisches Deutschland wird von gläubigen Augen geschaut: „Das Gottesland, das reine / ist einsam und alleine,“ oder es erscheint in ganz vergeistigten Symbolen wie in dem Gedicht „Munsalwäshe:“ „Du, Einsamkeit und Stille, / Not, Burg und Rast und Hülle, / du Kraft, Gestalt und Wille, / du, Acker, Stern und Wind ..“ Nie geht aber vor dem Allgemeinen der Blick ins besondere Grenzschildsal der Heimat verloren. Erst in ihrer Besonderung wird die allgemeine Not immer wieder glühend erlebt. Das aus dem sudetendeutschen Schicksal erwachsene „Weihelied“ entfaltet typische Kraft, so daß es, von Walther Hensel choralmäßig und wuchtig vertont, heute von der Jugend Gesamtdeutschlands als ihr Lied gesungen wird: „Wir heben unsre Hände — —.“ Auch da Leibl später, vor den Häschern der neuen Staatsgewalt flüchtend, als Verbannter in Deutschlands Mitte lebt, gilt seine Sehnsucht und sein Wirken immer noch der verlorenen Heimat: „Durch die märkischen Wälder geh ich mit glühender Seele ... / Schön ist das märkische Land; doch schöner

die badenden Knaben; / Aber dort hinten im Mittag liegt du, Sudeten-
deutschland!“

Indes gehen die Dinge ihren Gang. Das Aufgewühlte der Nachkriegszeit ebbt zurück. Da der unwürdige Zustand Europas Dauer anzunehmen beginnt, versucht man sich in ihn zu schicken. Der Deutsche ist zu gern bereit, sich mit dem Gegebenen, wenn es nur autoritativ genug auftritt, abzufinden. Die Welt gerät in den Bann technischer, stärker noch wirtschaftlicher Ideologien. Geistige Anrufe, schicksalhafte Forderungen werden in händlerische Problemstellungen hinübergemünzt. Die Geldmächte beherrschen den Plan. Selbst weiterschauende Staatsmänner sind vom Wust der Stunde aufgezehrt. Die allgemeine Losung ist: Stabilisierung, Demut, Ruhe. Auch um den Preis der Unehre. Aber es gibt eine Jugend, die hierin nicht mitmacht. Eine innerlich revolutionäre Jugend, die die fromme Liberalität ihrer Väter nicht mehr versteht. Das Erste des Volkes ist ihr seine Ehre. Danach erst kommt das Leben. Lewer dod üs Slav. In Leibl verkündigt sich diese Jugend zu deutlich. „Sie wahrten Größe auch im Untergang. / Und dies ist mehr als Leben; denn ein Volk / kann viele sterben sehn, doch stirbt es selbst, / wenn seine Ehre, seine Größe stirbt.“ Diese Jugend ist auch keineswegs in dem staatlichen Bild des heutigen Europa und des heutigen Deutschland saturiert. Der Anblick des auf Generationen unter Tribut und Ohnmacht schmachtenden Reichs ist ihr Anlaß nicht zu hoffnungsloser Skepsis, sondern zu einem kühnen, wahrhaft revolutionären Schaubild eines kommenden Europa, das vom Zoll- und Briefmarkenbund humaner Liberaler weit entfernt ist. „Dich Stromland Mitte sucht der junge Wille, / dich schaun wir schon in sehnenden Gesichtern.“ Aus dem mehr idolhaften „Gottesdeutschland“ früherer Jahre steigen Umrisse realer Art; in Europas Mitte, dem Ausbruchsland der vierzehn großen Ströme, ideell also von den vier Meeren: Nordsee, Ostsee, Mittelländisches und Schwarzes Meer begrenzt, soll das neue Reich erstehen, „der heilige Bund des einen Abendlands.“ „In Wolken thront dein Scheitel firngekrönt, / um deine Füße Meeres Brandung dröhnt; / in der Umarmung deiner Grenzen ruht / der vierzehn Stromesquellen Ausbruchsstut.“ Stromland Mitte: ein freiwilliger Bund der Völker, durchstrahlt und geheiligt von einem mächtigen, bewußten, alle Anlagen zur reifen Blüte zusammenschließenden Deutschland. Ein Bund, nicht auf Gewalt und Unrecht beruhend, sondern zusammengeschlossen in Dienst und Liebe als endliche Krönung des verworrenen, alternden Erdteils. „Seht, dieses Schaubild sehen die Entzückten: / Daß vierzehn Ströme eine Sprache sprechen, / die stumme Sprache schöpferischer Liebe.“ Dies Reich ist kein Imperium roher Art. Gewiß, es ist in männlicher Wehr gedacht, doch voll Achtung der Verschiedenheit seiner Teile: „Ich sehe das Reich schon erstehen... / in dem wir wohnen werden / verteidigend, was unser, / und achtend, was anderer ist,“ und der große Gedanke des Friedens findet seinen glühenden Niederschlag auch hier: „Wann werden an des Grabes Tafelrunde / in Frieden sich Europas Völker finden? / Wann werden wir den blutgefüllten Kelch / des Leids in Blut der

Liebe leuchten sehen?“ -- Angesichts des gegenwärtigen Zustands erscheint der Gedanke eines derartigen Reichs vielleicht wohl vorerst als Utopie. Doch der Jugend, die ihn nährt, ist er ein heiliger Glaube; sie wird das Land nicht erblicken, aber sie fühlt sich mit Ernst und Verantwortung als Wegbereiterin. „Die Jungen — — hörten / den Ruf bei schwerem Tagewerk und nahmen / ihn schauernd auf wie Acker heiligen Samen. / Und schreiten Fackeln unter Trugbetörten.“ In verschworener Liebe wachsen jetzt schon die Scharen. Bünde wirken aus sich Führer. Diese haben zu ihrer Zeit im allgemeinen Leben Führung an sich zu reißen und diese aus dem Glauben der Schar heraus zu gestalten. Unter der Schale des Alten wächst allgemach neue Gestalt. „Schon trägt die Schar ihr stolzes Bild vom Staat / hinein ins Werkland, wo das Leben hämmert.“ Diese Tat- und Werkbereitschaft ist ein Anderes als die verblasenen Träume früherer Zeiten von des Reiches Pracht und Herrlichkeit. Und vor allem: heut willentlich überschrieene, aber doch bedeutsame politische Realitäten, zuseinst erwittert, stehen als gewichtiger Grund hinter diesem Bild des kommenden Europa, für das Leibl die Verse glühendster Sehnsucht findet: „Wir heischen dich mit wilder Wunschgewalt / ankünftigen Reichs der Mitte Trostgestalt.“

Wesen und Weltbild Leibls sind in großen Zügen gezeichnet. Bleibt noch ein Blick zu werfen auf das eigentlich Dichterische, auf Substanz und Form seiner Verswelt. Was einem hierbei zuerst auffällt: Leibl ist im Eigentlichsten kein Dichter der Strophe und des Reims. Er zählt nicht Hebungen und Senkungen, sondern läßt die Sprache im freien Rhythmus dahinströmen. Es ist der deutschen Sprache eigentümlich, daß sie sich nur widerwillig, unterm Zwang fremder Vorbilder, in feste metrische Regeln pressen läßt. Nur ein Meister vermag ihr mit diesem Prinzip noch Schweben und Mühelosigkeit abzugewinnen. Aber Leibl folgt unbewußt, aus dem Wesen heraus, dem wahren Gesetz des Deutschen. Denn daß auch hier, in scheinbarer Regellosigkeit, ein ebenso starkes, nur anders geartetes Gesetz waltet, muß nicht erst betont werden. Es wirkt von innen her, der Gehalt ist ganz unmittelbar in rhythmische Schwingung umgesetzt. Man beachte, wie in der folgenden Stelle die rhythmische Flut hoch emporsteigt, um gleich danach von der Schwere des Sehnsuchtslautes niedergebogen zu werden:

„Wie der Lerche Lied über den Acker steigt,
so ruft der Gesang meiner Sehnsucht,
bin ich, ach! fern von dir.“

Im Gegensatz hierzu: die leidenschaftlichen, kurzen Sturmstöße der Empfindung, mündend in die ausgewogene Gewalt der Flamme:

„Sturmgewaltiger!
Du mich verzehrender!
Daher rasest du!
Aus meinem Blute
brichst du auf!
Brennend!“

Oder wenn ein Ausbruch zu Pferd aus den beiden schnellen Handlungen des Auf- und des Lossprungs rhythmisch-akustisch vom gleichmäßigen Dröhnen der Hufe aufgefangen erscheint:

„Jetzt springt zu Roß er;
von hellem Hufschlag
gongt schon die Erde wie singendes Erz.“

Eine Vorstellung tiefster Schwermüt rufen in monotoner Wiederkehr ihrer Bilder und Motive Verse wie die nach:

„Es bellt ein Hund im Dorf,
es bellen viele Hunde,
als wenn ein Bettelweib durch das Dorf ginge.
Ich höre eine Stimme.
Jemand singt ein Lied.
Ein Mädchen singt, wie wenn der Sturm traurig
über abgeerntete Felder geht.
Bald reitet ein weißer Sturmhengst ins Land.
Die fallenden Blätter rauschen in seinem Atem
schon.
Mit schnaubenden Müstern, wiehern, reitet der
Sturmschimmel ein.
In den Ställen wiehern die Stuten.
Ein Mädchen singt,
als hätte es Angst vor dem Winter.“

Formal zeigt Leibl sich da und dort angeregt. Ganz hölderlinisch klingt es:

„Ach, noch hör ich die Stürmenden,
höre die Jünglinge singen
das Lied vom Vaterland.
Sehe sie stürzen, fallen,
den heiligen Gesang auf den Lippen.“

Choralmäßig tönt es wie aus einer alten Weise des 16. Jahrhunderts herüber:

„Schwer frevelt seine mächtige Hand!
Freiheit und Recht sind außer Land,
die Wahrheit ist begraben.“

Apokalyptische Bilder aus der Offenbarung werden beschworen:

„Stürme reiten hinab vom Gebirge,
Stürme jagen heran aus den Steppen,
Stürme kommen vom Meer gefahren.
Sie reiten aus Morgen,
sie schnauben aus Abend,
sie rasen aus Mittag und Mitternacht.“

Und immer wieder die süße Stimme des Volkslieds:

„Auf einem Berge blühverschnait,
da liegt ein Wald und der ist breit“,
„Will ich zu meinem Schätzlein gehn,
Die Sterne leuchten helle...“,
„Wie bricht die Nacht
so stark herein!“

Ganz verständlich wird die trotz mannigfaltiger Anklänge durchaus eindeutige und persönliche Lyrik erst aus dem Geist der Musik. Ihr Großteil ist aus Musikalität heraus empfangen, und wenn viele Lieder Leibls den Weg zur Vertonung gefunden haben, ist dies gerade eine Bestätigung dafür. Wenn man etwa eine Strophe des in wundervoller Natursymbolik ertrunkenen Gedichts „Lanz im Egerland“ nimmt, so drängt sich einem das Musikalische so auf, daß man die Worte am liebsten singen möchte:

„Hörst du fern nicht die Geigen,
Brummbaß, Cello, Schalmel?
Leis verhallt es und Dunkel,
flutendes Dunkel hüllet uns zwei,“

Oder der von Leibl selbst in Noten gesetzte „Nachtgesang“:

„Der Nachtwind singt einen endlosen Sang.
Kein Stern will uns erscheinen.
Die Berge stehn starr wie Wächter bang
vorn Paradiese und weinen.“

Es ist dies eine Seite seines bäuerlich-stämmlichen Erbes, dessen andere vorhin aufflang: naturgesättigte Bildkraft.

„Wie? Fallen Tropfen heiß auf deine Hände...
So tropft es von der Wolke Wimper leis
im Herbste auf das braune Ackerland.“

Leibl gelingen zuweilen Naturbilder von unbegreiflich schlichter Symbolik:

„Eine Sense sinkt,
eine Sense blinkt...
Morgen wird der Wind auf Stoppeln gehn.“

Es soll nicht geleugnet werden, daß manches an Leibls Dichtung Rohstoff geblieben ist. Gedankliches, das seine ihm gemäße Form nicht findet, erscheint tendenzhaft; Ideen, die nicht bruchlos in den Sprachleib aufgehen, werden zum Programm. Hier, wo es galt, einen Umriss zu zeichnen, gewonnene Rinde auszumessen, mag dies als Anmerkung stehen. Schließlich, wer wollte einen im starken Werden Stehenden vollkommen denken? Alles in Allem: Ein vom Schicksal seines Volkes und seiner Zeit zutiefst Berührter gestaltet künstlerisch aus der Urkraft des Gewesenen, singt ergriffen eine erst dämmernde, in Morgennebeln rauchende Zukunft.

Sitte und Brauchtum

Wege zu volkstündlicher Auffschließung und Darstellung

von Dr. W. Schreiber = Hermannstadt

Vor wenigen Wochen, in der Nr 200 des „Volködeutschen Dienstes“, einer der Korrespondenzen der Berliner Telegraphen-Union, erschien von mir ein Artikel „Sonne über Bukarest“. Und wenn ich auch sicher bin, daß das zweiund-einhalbe Hundert reichödeutscher Tageszeitungen, das diesen Bericht vertrags-gemäß nachdruckt, genügt, um in der reichödeutschen Tagespresse den darin vertretenen Standpunkt gebührend zu unterstreichen, so kann ich es mir doch nicht versagen, besonders für die Belange der deutschen Zeitschrift und des ausland-deutschen Dingen gewidmeten deutschen Buches meine Meinung nochmals, und zwar in aller Deutlichkeit und Breite nachdrücklichst niederzulegen.

Dabei liegt mir — das darf ich gleich eingangs betonen — eine Polemik im üblichen Wortsinne und um ihrer selbst willen völlig fern. Lediglich um die Sache muß es gehen. Und die ist wichtig genug.

Wer durch Jahre hindurch im nahen Orient sein Zeltlager aufgeschlagen hat, und diese Balkanländer noch immer und immer wieder an sich und in sich erlebt, und zwar geöffneter Sinnes und dem Südosten entgegengebreiteten, verständnisbereiten Herzens, dem schärft das ethnologische Gewissen zwangsläufig den Blick für das, was Mimik und Gestus des Balkanmenschen an Expressionen zu geben vermögen und zu geben gewillt sind. Es stellt sich ebenso zwangsläufig eine innere Beziehung zu diesem nicht nur völkerpsychologisch interessierenden Raume heraus. Die weitere Folge ist eine auf dieser Ebene irgendwie verankerte innere Verbundenheit dem balkanischen Menschen gegenüber, und es finden plötzlich Zusammenhänge ihre völlige Aufhellung, die dem nurwesteuropäischen Beschauer stets im Dunkeln liegen bleiben werden. Und es naturgemäß auch müssen. Den Begriff „Balkan“ einmal nicht kollektivistisch gefaßt. Etwa nach österreichisch-ehemaligem Muster: beginnend mit dem Raume rechts der Leitha. Und ausgreifend bis hinüber nach Angora. So, wie ihn zuletzt betont Rober in seinem Buche nimmt. Sondern als Synthese.

Dann braucht die Rede nur vom S. H. S.-Menschen, dem albanischen, dem bulgarischen und dem rumänischen Menschen zu gehen. Oder besser: von dem einen oder dem anderen. Denn nur dann, wenn ein Ermittlungsverfahren dazu sich zu entschließen vermag, das Untersuchungsgebiet deutlichst und beherrzt abzugrenzen, kann ein für den Fragentkomplex tatsächlich restlos verarbeitbares Material zutage treten, während sonst wohl im einzelnen gewiß deutbare Ergebnisse erscheinen werden, das ganze aber über den Wert eines anziehenden Feuilletons kaum hinaus zu steigern sein dürfte.

Erkenntnisse, real erarbeitete Erkenntnisse, werden auch da vorausgesetzt. Solche Erkenntnisse sind in Südosteuropa nicht wohlfeil zu erkaufen. Es

gehört ein geſtrichenes Maß ſelbſtlos diſziplinierten Willens, ſehen zu wollen, dazu, um in der Arbeit mühevoller Jahre bis zu tatſächlich poſitiven Ergebniffen vorzuſtoßen. Um nur eines hier namhaft zu machen: alle in einer ſorgſamen Kinderſtufe überkommenen Grundbegriffe weſteuropäiſcher Wohnkultur muß man im gegebenen Augenblicke beherzt beiſeite werfen können, will man der balkaniſchen Sache auf den Grund kommen.

Da reicht es nicht aus, von dem gepflegten Weſten her auf gut Glück einmal eine entdeckende Sommerreiſe zu machen, dieſmal nach dem berufsgemäß unwitterdrohenden „Hegentefſel Balkan“, um aus der Tatſache eines abgefahrenen Fahrſcheinhefteſ — natürlich wenigſtens in der zweiten Wagenklaſſe — und geſhabten Beeindruckungen dann „Berichte“ formen zu können. So kann man hier gar nichts machen. Die Dinge hier unten wehren ſich gewaltig gegen jedes „Gemachtwerden“. Sie wollten und können „werden“ und verlangen, auf lange Sicht eingehend geprüft zu ſein, um ſich reſtloſem Verſtändniß willig zu erſchließen. Sonſt kommt — wenn raſche „Studien“-Reiſebilder kurzer Balkantage Anlaß zu ernſtgemeinten Betrachtungen über ſüdöſteuropäiſche Dinge werden, für den Kundigen etwas ſehr luſtiges, für die Sache ſelbſt aber tief betrübliches heraus.

Freilich birgt eine jede Stoffſammlung, inofern ſie wirklich Anſpruch auf dieſen Namen erheben darf, ſchon durch ihre Vorführung eine ſolche Fülle des Reizvollen, wo es ſich um Nachſpürungen im Bereiche der Volkſeele handelt, daß ſie allein ſchon in ſich Exiſtenzberechtigung haben wird, wenn ſie, wie geſagt, ehrlich erarbeitet iſt und nicht raſche Phantaſmagorien vorführt. Es iſt wiſſenſchaftlich ſchlechterdings kaum etwas beſtrickenderes zu denken, als eines immerhin abſeits liegenden Landes Schätze nach dieſer Richtung hin betrachtend zu überprüfen, den zarten Fäden nachzuſpüren, die von hier aus etwa in die Seele des anwohnenden Volkes ſich hinüberſpinnen. Nur darf niemand erwarten, daß dieſer Weg — anders als ein anderer — wohl ohne Windungen und Abzweigungen raſch und mühelos ein Ziel zeigt. Es wird alle erforderliche Behutsamkeit vonnöten ſein, um greifbare Ergebniſſe einwandfrei gewinnen und darſtellen zu können.

Wir leben in Rumänien. Wir können die Frage auch zunächſt von dieſer Problemede her betrachten. Es wird durch einen Blick nach Jugoslawien ſpäter weiteres Licht erhalten. Es muß da Wunder nehmen, wie ſorglos und ohne jeden Skrupel in Berichten, die über den Wert einer beruflich erzwungenen Tagesjournaliſtik ſichtlich hinausreichen wollen, gearbeitet wird.

In Nummer 21 des laufenden Jahrganges der „Woche“ erſchien ein bebildeter Aufſatz „Ein deutſches Frühlingsfeſt in Siebenbürgen“. Sehen wir uns hier — und damit fallen wir in das Gebiet unſerer eigentlichen Betrachtung unmittelbar ein — einmal dieſe Bilder etwas genauer an. Sie ſollen — nach der Angabe des Bildermannes — den „Feſtzug der Deutſchen durch Kronſtadt“, anläßlich des „deutſchen Frühlingsfeſtes“ darſtellen, das „noch für Wochen den Geſprächſtoff in den ſiebenbürgiſchen Dörfern bildet“. Bild zwei zeigt den „Aufmarſch der Deutſchen in Kronſtadt“; „Feſtabordnungen von den einzelnen

Dörfern, die sich alle in Farbe und Schnitt der Festtagstracht unterscheiden“. In Bild drei wird dargestellt: „Der Festzug der Deutschen durch Kronstadt. Ehrenjungfrauen eröffnen den Zug.“ Und Bild vier verkündet: „Die prominenten Gäste folgen dem Festzug im Auto.“

Wir wollen nun nur einmal die beiden mittelsten der vier beigebrachten Bilder unter die Lupe nehmen.

Und da müssen wir leider eine Reihe betrüblicher Feststellungen machen. Zunächst entpuppt sich der „Aufmarsch der Deutschen in Kronstadt“, mit den „Festabordnungen von den einzelnen Dörfern, die sich alle in Farbe und Schnitt der Festtagstracht unterscheiden“, als eine Aufnahme an der Ecke der Kaserne des 90. Infanterieregimentes in Hermannstadt, und zwar nicht als Bildreportage eines Frühlingsfestes der Deutschen in Kronstadt, sondern als Aufnahme des Trauerzuges bei der Bestattung Dr. Carl Wolffs vom Oktober 1929. Und das nächste Bild ist eine Aufnahme desselben Trauerzuges in Hermannstadt, als er die Heltauergasse passiert, während die auf dem Bilde deutlich zu identifizierenden Hermannstädter vor dem lesbaren Firmenschild des Seifengeschäftes H. Ungjerth vorbeiziehen. Von den anderen beiden Bildern, die ebenfalls Aufnahmen aus Anlaß des Leichenbegängnisses Dr. Carl Wolffs darstellen, wollen wir aus bestimmten Gründen hier nicht sprechen: es genügt, festzustellen, daß sie demnach mit einer Wiedergabe des fatalen „Frühlingsfestes der Deutschen in Kronstadt“ schlechterdings nichts zu tun haben. Und weiterhin, daß es ein solches „Frühlingsfest“ im Sinne der beigebrachten Bilder weder in Kronstadt noch in Hermannstadt noch sonstwo in Siebenbürgen gibt.

Als ein zweites Beispiel, was eine irreführende volkskundliche Darstellung anrichten kann, möchten wir einen Aufsatz anführen, den die „Auslandswarte“ in der Nr. 11/12 dieses Jahres brachte. Er ist betitelt: „Pfungsten in Siebenbürgen“ und wurde für das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ der Anlaß, von einer „siebenbürgischen Phantasie“ zu sprechen. Es heißt da: „So kurz der Aufsatz auch ist, so bringt er doch eine Fülle von vollständig falschen Angaben volkskundlicher Natur. Was da zu lesen ist über den Andrang der Siebenbürger Bauern in die Stadt zu Pfingsten, über das dort entstehende bunte Völkergewimmel von Sachsen, Rumänen, Ruthenen, Zigeunern, Serben und Bulgaren, über die Musik aus jedem Hause, wobei das „Zymbal vibriert“ und „der schwarzhäufige, glutäugige Sohn der Pußta seiner Geige wilde, schmelzende Töne entlockt“, über die „Blauen Berge“ bei Hermannstadt, über die „Freimacher“ und den mit Schnaps begossenen Heiratshandel, über die große runde Holzplatte, auf der sich die Paare beim „Szardas“ vergnügen, über die am sächsischen Bauernhaus oben entlang laufende Galerie, über eine typische „altertümliche braune Kaffeekanne“, „Minne“ genannt, und über die wahr sagenden Zigeunerinnen — das alles mag der Verfasser aus den volkskundlichen Darstellungen über das Leben verschiedener deutscher Stämme oder auch sonstiger Völker recht fleißig zusammengelesen haben, auf uns Siebenbürger Sachsen paßt davon ganz und gar nichts! — Wir würden an-

gesichts der freundlichen Gesinnung des Verfassers über diese komischen Dinge lächelnd hinübergehen. Auslanddeutschtum ist gegenwärtig in Deutschland, gottlob, große Mode, da muß man es auch in den Kauf nehmen, wenn zuweilen über uns unrichtiges gesagt wird. Wenn es aber in der Einleitung zu dem Aufsatz heißt: „Wenn sie (die Siebenbürger Sachsen) es auch nicht durchsetzen konnten, daß die Sprache in den Schulen deutsch war . . .“, so müssen wir doch hiergegen Einsprache erheben. Wir haben unsere deutschen Schulen, wenn auch durch unberechtigtes und unberufenes Hineingreifen der Regierung und Gesetzgebung seit den letzten Jahren sehr viel daran verdorben worden ist. Dies muß festgestellt werden, damit wir nicht dem Vorwurf ausgelegt seien, durch unsere Freunde im Reich unwahre und übertriebene Nachrichten über Rumänien verbreiten zu lassen. Deutsche Zeitschriften aber möchten wir bitten, angesichts des Umstandes, daß ähnliche Phantasien wie die hier vorliegende in neuerer Zeit immer häufiger werden, Aufsätze über Siebenbürgen vor ihrem Abdruck doch irgend einem ihrer Freunde aus Siebenbürgen zur Überprüfung vorlegen zu wollen. Es liegt ja nur in ihrem eigenen Interesse.“

Und nun wollen wir noch einen Schritt weiter gehen. Vor mir liegt ein Buch: „Bei den Pfälzern im Banat. Im Lande Deutscher Treue. Reiseerlebnisse“, erschienen 1930 in Münster in Westfalen. Hier wollen wir einen Beleg aus S. H. S. auswählen. Oder im Sinne der Diktatur gesprochen: aus dem Königreiche Jugoslawija.

Es handelt sich da um Erlebnisse in der Landeshauptstadt, und da ich vordem in Belgrad lebte, fühle ich mich hier einigermaßen kompetent.

Zunächst das Zitat: „Unser Schiff biegt in die Savemündung ein und landet vor Belgrad in der Morgenfrühe . . . „Eine Stunde Aufenthalt!“ verkündigte der Kapitän, „Reichsdeutsche und Tschechen können die Stadt ohne Visum betreten.“ War diese Gelegenheit auch nur kurz befristet, sie mußte ausgenutzt werden. Schon drängten . . . wir . . . durch die Zollsperrre über den Landungssteg zwischen schmutzigen, verlumpten Hafnarbeitern auf holprigem Pflaster hindurch. Ein armseliges Bild von einer Landeshauptstadt. Rasch hatten . . . wir . . . in der nächstgelegenen Wechselstelle serbisches Geld eingewechselt und ein ärmlicher Chauffeur mit einem klappernden, abgenutzten Auto nahm uns für 90 Drachmen auf zu einstündiger Fahrt. Wie die Heringe zusammengepreßt saßen . . . wir . . . neugierig in dem zweifelhaften Vehikel. Der dritte Gang wurde eingeschaltet und steil ging's die Bergstraße hinan an zerschossenem Gemäuer als Kriegserinnerung vorbei, bis uns oben auf der Höhe eine breite moderne Stadtstraße aufnahm, in welcher niedrige Hütten mit modernen Mietkasernen und palastartigen Gebäuden abwechselten. Buntes Leben herrschte schon am frühen Morgen in Belgrad. Stolze Offiziere marschierten gespreizt in blendend weißen Uniformen vorüber, arme abgehärmte barfüßige Landfrauen schleppten Körbe mit Melonen und Trauben zum Markte, hochaufgeschossene bosnische Arbeiter, mit rotem Fez bedeckt, breiten Hosen, muselmännischer roter Bauchbinde und

durchlöcherten Hemden, wie ich sie „poröser“ in meinem Leben noch nicht gesehen hatte, gruppieren sich, und auf dem nahen Markt bot sich das charakteristische Bild des sorgenlosen fatalistischen Orients. Der Hunger müßte schon zur Verzweiflung treiben, wenn unsereiner von diesen schmutzigen Marktweibern an ihren bienenumschwärmten Obst- und Traubenständen etwas kaufen würde. Am Ronak, dem Königspalast, einem modernen Sandsteinbau mit prächtigem Vorgarten, ging's vorüber. Altserbische Seitenstraßen mit dörflichem Charakter lassen keinen vermittelnden Übergang zu den neuerbauten breiten palästereichen Boulevards zu. Zwar ist die Skupstina, das jugoslawische Parlament, ein armseliger barackenartiger Bau, aber seit Jahren ist man schon an einem monumentalen Neubau tätig . . .“

Hier liegt ein typisches Beispiel dafür vor, was herauskommt, wenn „eine Stunde Aufenthalt“ dazu benützt wird, zu einem Druckwerk von etwa einhundert Seiten das Beobachtungsmaterial beizubringen für die innere Struktur einer nicht nur wesensfremden Landeshauptstadt, sondern schlechterdings eines völligen Fremdlandes, das zudem im Erkennen seiner besonderen Eigenheit die ganze Subtilität eines mühevollen und zeitraubenden Sonderstudiums erfordert. Was sollen da die verlumpten Hafenarbeiter, das klappernde, abgenützte Auto mit dem ärmlichen Chauffeur, das zerschossene Gemäuer als Kriegserinnerung, was die stolzen Offiziere, die gespreizt vorübermarschieren, die abgehärmten barfüßigen Landfrauen usw. usw., wenn nirgends der Versuch gemacht wird, das spezifisch Wesenhafte des südslawischen Menschen zu erkennen, sondern alles düffelhaft in Beziehung gesetzt wird zu „unsereinem“, der als Westeuropäer ja so turmhoch über solchem Volke steht. Daß es in Südslawien eine Dinar- und keine Drachmenwährung gibt, daß ich nie wieder so schöne Trauben gekauft habe als auf dem Belgrader Markt, daß an dem neuen Gebäude der Skupstina seit Jahren nicht gebaut wird, daß es in Belgrad auch Menschen gibt in Nationaltracht, deren Hemden nicht porös sind, und sehr viele wunderschöne, auch deutsche, Automobile, daß . . . — ich möchte hier einhalten — sei nur so nebenbei gesagt. Wichtig ist die ganze Einstellung und der Mut, so aus dem westeuropäischen Handgelenk heraus sich innerhalb einer Autofahrt von noch nicht ganz einer Stunde die Grundlagen für die Beurteilung des Belgrad von 1929 zu verschaffen, und — in einem Buche zu veröffentlichen.

Wir wollen das Pferd nicht zu Tode hezen. Das ganze Buch, von dem wir sprechen, ist überaus rasch gemacht und birgt eine Reihe von falschen, weil zu raschen Beobachtungen. Auch in seinen rumänischen Teilen.

Was wäre, so müssen wir uns fragen, hier und in ähnlichen Fällen zu schaffen gewesen, wenn etwas sorgsamer und respektvoller vorgegangen worden wäre?! Und damit kommen wir zum Hauptpunkte. Wir haben, um zu zeigen, was vermieden werden muß, drei typische Fälle herausgegriffen. Wir haben begonnen mit einem Feuilleton im besten und reinsten Wortsinne, sind dann zu der Darstellung einer reichsdeutschen Fachzeitschrift, die sich ausschließlich den Belangen

des Auslanddeuschlums widmet, übergegangen, und haben schließlich eine Publikation herangezogen, die als deutsches Buch dem Vorworte nach bestimmt ist, in weitesten Kreisen Kenntnis und Aufschlüsse über Südosteuropa zu verbreiten. Und zwar unter Voraussetzung eines hohen literarischen und ethnologischen Niveaus.

Das Ergebnis ist betrüblich genug.

Man wird mich fragen, was da geschehen soll, um solche und ähnliche Fälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Und das zu einer Zeit, wo eine Reise nach Südosteuropa heute — mit viel Berechtigung — letzter Schrei ist. Wo der Balkan es so sehr verdient, wirklich gekannt, das heißt: studiert zu werden.

Und ich darf ganz kurz und bündig darauf antworten: Das Verantwortlichkeitsgefühl muß gesteigert werden. Wer in Deutschland beruflich genötigt ist, über auslanddeutsche Dinge zu schreiben, der sollte den Mut haben, wenn es ihm an exakten Sachkenntnissen gebricht, dieses Falles die Feder aus der Hand zu legen, und mutig zu bekennen, daß es besser ist, wenn auch der eigene Korrespondent aus dem betreffenden Gebiete entweder versagt ist oder für das Gebiet wegen seines zentralen Sitzes in der Landeshauptstadt versagen muß, eine andere Quelle aus dem Deutschumsgebiet zu erschließen. Es gibt jetzt in den Spitzenstellen der Deutschumsverbände nahezu aller Länder, besonders gilt dies vom Balkan, soviel geeignete Organe, die solch eine kulturelle Berichterstattung mit Freuden übernehmen und — sachkundig durchführen, daß es unverantwortlich ist, dort, wo solche Möglichkeit vorliegt, an ihr vorüberzugehen. Um nur ein Beispiel zu nennen, ist das Deutsche Kulturamt in Hermannstadt für Rumänien stets bereit, solche Berichte zu liefern. Eine Anfrage gibt die Schriftleitung unserer Zeitschrift sofort an die zuständige Stelle weiter.

Und muß unbedingt selbst produziert werden, so sollte man sich noch um so mehr der Hilfe solch einer Organisation versichern.

Eines freilich bleibt das beste. Selber kommen und — sehen! Für ein Land wie Rumänien liegt dabei der Fall sehr günstig.

Das Deutsche Kulturamt in Rumänien, mit seinem Sitze in Hermannstadt, Straußenburggasse 2, veranstaltet alljährlich bis auf alle Feinheiten ethnologisch und volkskundlich in der Organisation mustergültig zusammengestellte Gesellschaftsreisen. Die Reisen sind nicht als reine Vergnügungsfahrten gedacht, sondern dienen der heimatkundlichen Erschließung. Vor allem sollen die besonderen Daseinsbedingungen der unter rassefremden Völkern lebenden Auslanddeutschen zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden. Das Banat und Siebenbürgen sowie die anderen Siedlungsgebiete Rumäniens sind für solche Studien in hervorragendem Maße geeignet: Das bunte Volksleben, der Vergleich der im Grunde gleich kerndeutschen und doch eine sehr verschiedene Eigenart aufweisenden Banater schwäbischen und siebenbürgisch-sächsischen Bauernsiedlungen, die wechselnde wundervolle Landschaft — all das bietet einen im Westen Europas nicht zu findenden Reiz. Überall ist die Volkstracht, die Volkskunst in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten und es wird Gelegenheit geboten, an den Sonntagen in deutschen, rumänischen,

ungarischen Dörfern das Volksleben in seiner Frische und Unberührtheit zu beobachten.

Dazu die Kirchen und Burgen, die Städte mit ihrer alten deutschen Architektur, die straffe Volkorganisation der Deutschen — überall drängen sich Bilder auf, die dem binnendeutschen Volksgenossen neue Einsichten in das Alltagsleben der auf vorgeschobenem Posten stehenden deutschen Volksgemeinschaft vermitteln. Um die Anschauung möglichst wirksam zu gestalten, erfolgt die Reise innerhalb Rumäniens durchgängig mit dem Auto. So können entlegene Dörfer aufgesucht werden, so kann die Landschaft viel besser genossen, so kann überhaupt das ganze Programm unabhängig von den vielfach mangelhaften Bahnverhältnissen abgewickelt werden. Durch die gut funktionierende Organisation einer Gesellschaftsreise werden die Teilnehmer all den Unannehmlichkeiten enthoben, die dem Reisenden im Lande oft durch Behörden und durch die Ungeregeltheit der Verhältnisse entstehen können, wenn er auf eigene Faust, ohne Kenntnis der Landessprachen reist. Die Einführung in die Volkskunde, Volkorganisation, Geschichte, Politik und Wirtschaft des Deutschtums in Rumänien erfolgt nicht nur durch örtliche Führungen, sondern es werden den Teilnehmern in den Städten von berufenen Fachleuten auch Vorträge und Berichte geboten.

Hier liegt ein Weg, in der Spanne einer immerhin begrenzten Zeit sich die Grundlagen zu schaffen für eigene einwandfreie Beobachtung, die spätere eigene und selbständige Weiterarbeit fruchtbringend ermöglichen wird. Für Rumänien liegen da bereits die besten Ergebnisse vor.

Oder aber: selbst ins Land kommen, in die Länder kommen. Jahrelang hier wohnen und leben und arbeiten. Und bescheiden und ehrlich Kenntnisse sammeln. Und dann reden.



Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln

In Fortführung unseres Beginns von Heft 7/8 veröffentlichen wir heute an dieser Stelle unserer Zeitschrift aus dem soeben bei Adolf Bonz in Stuttgart erschienenen Roman Gustav Böhms: „Die Kinder von St. Radegundis“ ein besonders eindrucksvolles Kapitel, das merklich an das Beste anklängt, was gute deutsche Erzählungskunst des neunzehnten Jahrhunderts zu schaffen vermochte:

Seraphine

von Gustav Böhm

Als die Buben aus dem Amtshause ungefähr zehn Jahre alt waren, hantierten die Eltern an einem Frühjahrsorgen im Obstgarten, als sie durch heftiges Kinderweinen aufgeschreckt wurden.

Unter der schmalen Zauntüre, die gegen den Wald zu auf einen Fußweg sich öffnete, stand ein Mädchen. Wirre blonde Härchen hingen über die Stirne, die braunen Augen waren von den Händen verdeckt, die sich zu kleinen Kügelein ballten. Dicke Tränen liefen über die Wangen.

Ein schreiendes Mädchen ist nun an sich nichts Seltenes.

Doch klangen die Schreie dieses Kindes so hilfeheischend, daß Frau Dorothea mit raschen Schritten darauf zuging.

„Wie heißt du?“ frug sie freundlich.

Nur ein Weinen antwortete.

„Tut dir etwas weh? Hat dich eine Biene gestochen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Unter dem Streicheln Dorotheas ließ das Weinen nach.

„Kannst du jetzt sagen, wie du heißt?“

„Seraphine“ klang es schüchtern.

„Wo kommst du her?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist deine Mutter?“

„Fort!“ Und von neuem flossen die Tränen.

Alle weiteren Fragen blieben ohne Antwort. Weinen wechselte mit Schluchzen. Anselmus Schwerdthöfer war der Lage nicht gewachsen. Mit offenem Munde sah er bald nach dem Kinde, bald nach seiner Frau.

Er hatte das Gefühl, als ereigne sich eben etwas Besonderes.

„Was tut man da?“ fragte er hilflos.

Dorothea empfand einen leisen Unwillen.

„Jedenfalls bleibt man“ — sie betonte das „man“ — „nicht dastehen und sperrt den Mund auf. Von selbst geschieht nichts auf der Welt. Ich werde der Kleinen zu essen geben und du streiffst den Wald ab und ruffst: ‚Holla!‘ oder ‚Hieher!‘ oder was dir sonst einfällt.“

Anselmus ging durch die Gartenpforte und rief „Holla“, „Hieher“ oder was ihm sonst einfiel.

Eine Weile hörte man noch seine Rufe, dann wurden sie schwächer, je weiter er sich vom Hause entfernte. Einmal hatte er wohl geglaubt, in einem Gebüsch ein Rascheln gehört zu haben. Doch gab er ihm weiter keine Acht. Wer viel im Walde geht, denkt an irgend ein Getier, das er aufgeschreckt hat, wenn er solche Geräusche vernimmt.

Das Rascheln hatte aber doch Seraphines Mutter veranlaßt, die sich vor Anselmus zu verbergen suchte.

Als dieser weiter in den Wald hineingezogen war, schlich sie an die Hecke des Schwerdthöferschen Gartens und lauschte, welche Aufnahme ihrem Kinde zuteil werde.

Aus dem Klang von Dorotheas Stimme schloß sie, daß es ein guter war.

Nachdem sie noch dazu vernommen hatte, daß ihr Kind zunächst gelabt werden sollte, festigte sich diese Meinung. So ging sie ihrer Wege in dem Bewußtsein, daß das Schicksal, das Seraphine hier warte, ein besseres sei, als sie ihr bieten konnte.

Denn sie nannte nur ihr eigen, was sie eben auf dem Leibe trug.

Dorothea führte das Kind zum Hause. Wenn es zögerte, sang sie ein wenig, oder machte Tanzschritte oder trieb sonstige Kurzweil, bis sie es vor der Rüchentüre hatte.

Seraphine zögerte, einzutreten. Die Mutter hatte sie gewöhnt, vor der Türe zu warten, wenn sie ein Haus betrat. —

„Ja! Frau Schwerdthöfer, ein Kind haben Sie aufgelesen?“

„Beinahe, Ursula: es muß noch ein Obsttuchen in der Speisekammer sein, bringen Sie rasch ein tüchtiges Stück!“ Ursula gehorchte.

Als sie mit dem Kuchen kam, sprach Dorothea nachdenklich: „Es steht noch ein Kinderstühlchen auf dem Dachboden, und ein Tischchen dazu.“

„Ja, Frau Schwerdthöfer, Sie werden doch das Kind nicht behalten wollen?“

Dorothea schwieg und sah das Kind an.

„Sie werden noch Kinder bekommen, aber ein fremdes . . .?“ Seraphine aß vom Kuchen und prüfte scheu ihre Umgebung.

Dorothea betrachtete sie genau, jede Miene, jede Bewegung. Leise sprach sie zu Ursula: „Sehen Sie doch; die schönen braunen Augen, die schlanken Hände, dies ist kein gewöhnliches Kind.“

„Wie kam es denn herein?“

„Durch die Gartenpforte.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Und jetzt?“

„Ist es da.“

„Und?“ —

„Und bleibt.“

„Aber . . .“

„Nichts aber, Ursula, verlorene Ragen nimmt man auf, franke Vögel und allerlei Getier, und so ein Würmlein . . .“

„Das ist zweierlei, Frau Schwerdthöfer.“

„Eben darum; holen Sie den Tisch und das Stühlchen!“ Dorothea zog es zu der Kleinen. Sie strich ihr über die Haare, streichelte die Backen, fraute das Kind und sprach: „Aber du bist ein feines Mädchen!“

Das Kind achtete die Liebkosungen nicht, es aß seinen Kuchen zu Ende.

„O du wirst noch zutraulicher werden, stolzes Fräuleinchen,“ schmunzelte Dorothea, „dafür laß mich sorgen! Du wirst noch lachen und fröhlich sein im alten Amtshaus.“

„Wenn aber die Mutter kommt?“ fragte Ursula.

„Sie kommt nicht mehr, ich fühle es, sie wäre längst da, wenn ihr das Kind nur zufällig von der Seite gekommen wäre. Aber rasch jetzt, Ursula, den Tisch und das Stühlchen.“

„Was wird der Herr sagen?“

„Nichts wird er sagen!“

Ursula seufzte, holte Tisch und Stühlchen und stellte beides in das Wohnzimmer.

Nun kam Anselmus.

„Ich habe mich heiser geschrien! Gebrüllt habe ich, geröhrt wie ein Hirsch. Nichts hat sich gerührt, gar nichts.“ Dorothea schwieg vorsichtig.

„Das arme Geschöpf,“ fuhr Anselmus fort. „Die Mutter sollte man prügeln, zehn Stecken sollte man auf ihr zerschlagen.“

„Ich glaube nicht, daß ich es täte,“ meinte Dorothea. Anselmus verstand den Sinn der Rede noch nicht. „Das arme Geschöpf,“ wiederholte er. „Wo das Kindchen wohl zu Hause ist? Viel Heiteres hat es wohl nicht erlebt bis heute. Sieh nur das Köcklein an. Zerrissen, fadenscheinig!“

Und auch seine schwere Hand strich über den Kinderkopf.

Scheu bog dieser aus.

„Wir müssen das Kind in der Zeitung ausschreiben, Dorothea!“

„Ausschreiben?“

„Der Mutter wegen; sie kann das Kind verloren haben.“

„Wie einen Handschuh? Man verliert keine Kinder.“

Das Gespräch stockte. Anselmus sah zum Fenster hinaus; Dorothea nahm das Kind auf den Schoß.

Da sprach Anselmus, langsam, besinnlich: „Wie das Kind mir leid tut, kann ich gar nicht sagen! Wir müssen es ausschreiben, damit es wieder zu seiner Mutter kommt. Ein Kind ohne Mutter, das ist etwas Trauriges.“

„Zuweilen, ja!“ meinte Dorothea.

„Zuweilen? Immer!“

„Nicht immer!“

„Du hast recht, Dorothea. Wenn die Mutter im Elend ist oder schlecht.“

„Oder das Kind selbst nicht lieb hat.“

„Oder es einfach fremden Leuten vor die Türe stellt . . .“

Den Anselmus riß es herum wie einen Kreiseln.

Starr sah er Dorothea an und wiederholte: . . . „fremden Leuten vor die Türe stellt . . .“

Anselmus überlegte.

„Man muß doch ausschreiben: Obacht! Kind zugelaufen.“

„Papagei zugeflogen, Henne eingestanden,“ höhnte Dorothea gutmülig.

„Aber man muß es doch ausschreiben.“

„Ich sehe das nicht ein.“

„Wer soll sich denn um das Kind annehmen?“

„Wir.“

Anselmus setzte sich, blies die Backen auf und sah geradeaus. Das war bei ihm der Ausdruck schärfsten Denkens und Überlegens. Dann sah er das Kind lange schweigend an.

„Anselmus!“ sprach Dorothea leise und bittend.

„Dorothea?“

„Laß mir das Kind!“

Wieder wölbten sich des Anselmus Backen.

„Du weißt doch, Anselmus, wie ich mich nach einer Tochter sehne.“

„Ich weiß es, Dorothea: aber ich allein konnte diesen Wunsch nicht erfüllen.“

„Es ist kein Vorwurf für dich.“

Dann lächelte sie.

„Ich kenne doch deinen guten Willen. Anselmus! Sollen wir das Kind vor die nächste Türe stellen? Zum Wirt hinüber, zu einem Bauern, oder gar ins Schloß? Immer wieder vor ein anderes Schicksalstor?“

„Und unsere Buben? Was werden sie sagen?“

„Ich werde ihnen schon ein Geschichtlein erzählen, das Hand und Fuß hat.“

„Und die Nachbarschaft?“

„Geht es einen Pfifferling an.“

„Aber sie wird reden.“

„Das tut sie ohnehin.“

„Wenn du nicht vor zwei Jahren ein halbes Jahr abwesend gewesen wärest, als du deine Mutter pflegtest, wollte ich mich darüber wegsetzen.“

„Wenn sich eine Frau nur ein halbes Jahr von zu Hause entfernt, ist ein Kind, das sie in dieser Zeit bekommt, ehrlich geboren, Anselmus.“

„Für die bösen Leute waren es dreiviertel Jahre zum mindesten.“

„Für die guten bleibt es ein halbes Jahr, Anselmus, und auf diese kommt es an.“

Dorothea schwieg eine Weile, dann sprach sie wieder in bittendem Tone: „Laß mir das Kind.“

Des Anselmus Backen bliesen sich nicht mehr auf. Er sah das Kind lange und prüfend an.

Dann strich er ihm wieder die Haare.

„Du armes kleines Geschöpf,“ sprach er langsam, „wir behalten dich. Du bist in keinen schlechten Stall gelaufen.“ Nun wollte er das Kind auf den Arm nehmen, um es in der Stube herumzutragen, und wunderte sich, daß dieses seinem Vorhaben nicht entgegenkam.

„Ein stolzes Fräulein,“ brummelte er.

„Das wird sich geben,“ tröstete Dorothea.

Seraphine hatte ihren Kuchen aufgezehrt und sah mit Unbehagen um sich. Sie rührte sich nicht auf ihrem Stuhle und ließ alles mit sich geschehen, als ginge es sie gar nichts an.

„Ich werde heute in die Stadt fahren,“ meinte Anselmus beinahe schüchtern.

„Was willst du dort? Aber das Kind bleibt da.“

„Spielsachen kaufen, eine Puppe, einen wollenen Hund, hölzerne Tiere ...“

„Ja, Anselmus, tue das.“

Freudig stimmte Dorothea zu. Denn nun wußte sie, daß Seraphine den Weg zu ihres Anselmus Herzen gefunden hatte. Und wer sein Herz besaß, besaß den ganzen Anselmus.

Als die Buben nach Hause kamen, zog sich Anselmus zurück. Es gab im Obstgarten zu tun. Er redete sich dieses wenigstens ein. Auch ließ er in allen Dingen, die einiges Geschick erforderten, immer gerne seiner klugen Frau den Vortritt.

Diese machte nicht viel Federlesens.

Sie ging den Buben entgegen und sagte:

„Eure Schwester ist da!“

„Wir haben ja gar keine,“ brummte Dagobert böckig.

„Das weiß ich besser als du.“

„Woher kommt sie denn auf einmal?“

„Sie war bei Großmutter.“

„Die ist ja gestorben.“ / Central University Library Cluj

„Darum kommt sie eben jetzt.“

„So?“ meinte Dagobert, „wie heißt sie denn?“

„Seraphine.“

„Ich will sie sehen.“

„Und du, Christian?“

„Ich will sie auch sehen, aber ich will ihr erst einen Apfel aus dem Keller holen.“

Dorothea nahm von diesem Vorsatz lediglich Kenntnis und schob die beiden in die Stube.

Dagobert gab Seraphine einen guten Bubenhändedruck und lief wieder auf die Straße hinaus, während Christian immer um Seraphine herumging und sie mit freundlichen und neugierigen Augen betrachtete.

Indes ging Dorothea in die Küche und sagte zu Ursula: „Seraphine ist die Schwester, die bis jetzt bei meinen Leuten war, Ursula!“

„Schon gut,“ meinte diese.

Zu Anselmus sagte Dorothea:

„Lieber Anselmus, Seraphine ist die Schwester.“

„Du bist gescheit,“ lobte Anselmus.

Und Seraphine blieb die Schwester der Buben aus dem Amtshause.

Wohl kam es anfangs noch zuweilen vor, daß die kleine Hand den Löffel in die Suppe sinken ließ und Tränen über die Bäcklein rollten.

Auch klang manchmal aus dem Bettchen der Kleinen, daß in der Eheleute Schlafstube stand, ein ängstliches: „Mutter“ in die stille Nacht.

Aber das gab sich; Seraphine wurde der Mittelpunkt des Lebens im Amtshause, für Dorothea, ihren Anselmus, die Buben und die brave Ursula.

Dagobert schnitzte ihr sogar ein Dampfschiff, mit dem sie allerdings nichts anfangen konnte. Aber sie trug es stolz mit sich herum.

Anselmus hatte noch nie zuvor so viele Besorgungen in der Stadt zu erledigen, als seit dem Tage, da Seraphine durch das Gartenpfortlein gekommen war. Und immer hatte er bei seiner Heimkehr etwas für Seraphine in der Tasche.

Dorothea duldete dies mit stillem Behagen. Und als nach längerer Zeit Seraphine erstmals unaufgefordert zärtlich den Arm um ihren Nacken legte, da sagte sie leise und zärtlich: „Mein Töchterlein!“



Rundschau

Hermann Klöß fünfzig Jahre alt

Am 26. September vollendete der Dichter Hermann Klöß, heute bereits weit über den umgrenzten Bezirk seiner siebenbürgisch-sächsischen Heimat hinaus gekannt und gewürdigt, sein fünfzigstes Lebensjahr. Ein halbes Hundert von Jahren vermag für einen jeden geistigen Menschen eine starke Caesur im Werden und Wirken zu bedeuten. Diese Zeitspanne wird sich biographischem Versuche stets willig darbieten, wenn es gilt, nicht Abschließendes zu sagen, sondern aufzuzeigen, wohin Wille und Weg des Lebenden führen. Um wieviel mehr, wenn es sich um einen produktiv Schaffenden handelt. Um wieviel mehr bei einem Hermann Klöß.

Es kann hier nicht die Absicht bestehen, eine umfassende biographische Studie über den Dichter zu veröffentlichen. Dazu ist er noch viel zu sehr mitten im Schaffen befangen. Es ist nur nötig, heute und hier auf den Mann und sein Werk mit allem Nachdruck hinzudeuten. Wir möchten dies tun, indem wir, wenigstens im Auszug, den Worten Raum geben, die Hermann Konnerth im 9. Heft des laufenden Jahrganges der in Dresden erscheinenden Zeitschrift „Deutsche Welt“ findet. Dort findet sich auch ein Bild des Dichters, das Konnerth im Jahre 1910 schuf.

Hermann Klöß wurde am 26. September 1880 als Sohn eines Rechtsanwalts und als jüngster von fünf Brüdern in dem kleinen von Weinreben umspinnenen Mediasch geboren. Seine Kindheit verlief paradiesisch, — überschüttet von Spielzeug, Büchern und den Liebkosungen eines verschwenderischen Vaters.

13 Jahre alt, verliert er den Vater, der die Familie in vollkommen zerütteten Verhältnissen hinterläßt. Ein 19-jähriger Bruder, der auf die Fortsetzung des Universitätsstudiums verzichten muß, übernimmt in heroischem Entschluß die Sorge für die Familie, die nun zu ihm nach Hermannstadt übersiedelt. — Teils

um dem Bruder die ungeheuerere Last zu erleichtern, teils weil er glaubt, er könne seine Lust an den Büchern so am leichtesten stillen, tritt Klöß als Lehrling in eine Buchhandlung ein. Aber bald sieht er sich enttäuscht, und der Bruder, der dies spürt, gibt ihn der Schule zurück! Er entlieh nun der Bibliothek des Brufenthal-Museums Klassiker in alten Gesamtausgaben und las sie als Ganzes. Das deutsche Theater von Hermannstadt wurde ihm zum Erlebnis mit Schiller, Ibsen und Hebbel.

Die Universitätsjahre im Reich wurden für Klöß nicht durch Fachstudien — Theologie und Germanistik —, sondern durch ungeheuerere Enttäuschungen wichtig und brachten gerade durch diese eine starke menschliche Entwicklung. Er vertiefte sich in Goethe und Shakespeare, Tolstoi und Ibsen, Gottfried Keller und Morike. Die Wissenschaft ließ ihn unbefriedigt, aber bei den Dichtern fühlte er, daß sie ihn mitarbeiten und zum Mitschöpfer an einer höheren Welt werden ließen. — Die Sehnsucht zur Bühne flammte mächtig in ihm auf. In Berlin war mit Friedrich Kayhler ein Probespielen schon vereinbart, — als ein Nervenzusammenbruch eintrat und ihn zur vorzeitigen Heimreise zwang.

Die Nerven erhielten zwar ihre Spannkraft wieder, aber die Seele wendete sich immer tiefer nach innen, von jener Welt weg, der er früher so unbekümmert seinen Widerstand geboten hatte. Fünf Jahre arbeitet er mit an der Redaktion des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts“, — unbefriedigt.

Zu gotischer Mystik glaubte er seine Zuflucht nehmen zu müssen. Da zieht ihn in göttlicher Überraschung die reine Liebe eines echten Menschenkindeß in dessen wunderbares ländliches Sonnenreich. Eine unerschöpfliche Offenbarung wird ihm in der Geliebten zuteil. Aber mit dem plötzlichen Tode der Geliebten an heimtückischer Krankheit endet dieses unmittelbarste Glück schon nach einem kurzen Jahre.

Mit ihr scheint ihm nun alles endgültig dahinzusinken. Aber bald erweist sich ihm ihr Tod als der große Vollender ihrer Liebe, die damit ins Ewige wächst. In den Liedern „Unsere Liebe“ wird ihm ihre Liebe erst wahrhaft geschenkt. Und so entsteht sein erstes wahres Dichterwerk, und so erringt er die erste große Reife seines Lebens. (Hermannstadt, Jos. Drotleff, 1913.)

Der Inhalt dieser Lieder ist nicht die Sehnsucht nach der Toten, sondern die unmittelbare Gewißheit ihres Daseins. Sie ist nicht der Anlaß zu diesen Gedichten, sie lebt vielmehr in ihnen — in Schlichtheit, Reinheit und menschlicher Größe.

Der Dichter dieser Lieder war in Siebenbürgen bald der anerkannte „Lyriker“. Ihn aber trieb es weiter, auf steiler Bahn, seiner eigentlichsten Bestimmung zu. Freilich: ohne die Lieder hätte er diesen Weg nimmer gefunden. Den Weg zu seinen Dramen.

Das erste Drama „Die Braut von Urwegen“, breitet ein altes siebenbürgisches Volkslied aus, von der Tochter des reichen Bauern, die nach dem Willen des Vaters dem reichen Bauernsohn zum Altare folgen muß, während

sie den armen liebt, die aber im Augenblick der Trauung durch den Tod erlöst wird, um in einer ewigen Welt dem wahren Bräutigam anzugehören.

„Die Nachfolge Christi“ ist das Drama von einer großen Aufgabe, einem Lebenswerke — symbolisch ein Kirchenbau, — an dessen Verwirklichung die allzu irdische Menge den Helden verhindert. Aber die große Liebe seiner Anhänger (Jugend und Braut) wächst, je mehr der Held in der Verfolgung seines Zieles unterliegt. Und diese Liebe gibt seinem Leben und Ringen Rechtfertigung und Weihe. (Hermannstadt, W. Krafft, 1919.)

„Untergang“, — ein wahrhaft tragisches Bild des Lebens überhaupt. Zwei Parteien — im Dorfe — befehden sich in furchtbarster Verbissenheit, bis sie schließlich — blind in ihrem gegenseitigen Haß — beide zusammen von der — als unheimlichste Stimmung durch das ganze Drama durchfliegenden — Wasserflut dahingerafft werden. (Hermannstadt, Jos. Drotleff, 1920.)

Immer wieder bedrängten den Dichter quälende Fragen: Hatte ihm der Tod damals vielleicht als Verräter, nicht als Vollender, sein Bestes genommen? — Im „Totentanz“ stiehlt der Tod als heimtückischer Verräter die beiden blühenden Töchter einer belagerten Burg. Den alten Vater aber, der dann den Tod ersehnt, weist er höhnend zurück. (Unveröffentlicht.)

Der Tod des Bruders, der damals sich — auch für ihn! — aufgeopfert hatte, löste neue Qualen aus, die zum Drama wurden. — „Joseph der Träumer“. — Und ist es auch ein Tod im Elend, — das Drama ist dennoch ein Denkmal. (Unveröffentlicht.)

„Frau Balk“. — Es entsteht das Drama von dem grauenvollen Tode der sächsischen Bürgersfrau in den Krallen des historischen Wüterichs auf dem siebenbürgischen Fürstenthron, Gabriel Bathory, nach seiner Eroberung von Hermannstadt. (Unveröffentlicht.)

Die Wucht des Hasses¹⁾

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß sich die Stimmen mehren, die gerade von ehemals feindlicher Seite — vor allem von Amerika und England — auf den Widersinn der Kriegsschuldlüge hinweisen.

Der Artikel 231 des „Friedensvertrages“ von Versailles zwingt Deutschland bekanntlich anzuerkennen, „daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezungen wurde, erlitten haben.“ —

Wenig erfreulich ist es dagegen, daß es, um nur einen Fall zu erwähnen,

¹⁾ Die hier abgedruckten Zeilen wurden uns aus unserem Leserkreis von Herrn Kurt Fritz Bergleiter — Hermannstadt mit der Bitte um Veröffentlichung übergeben. Wir tun dies, indem wir uns nicht mit allen Einzelheiten des Herrn Verfassers identifizieren, um der Sache willen.

eine deutsche Zeitschrift gibt, die es sich mehr oder weniger zum Ziel gesetzt hat, die Alleinschuld Deutschlands und seiner Verbündeten am Weltkrieg zu erweisen.

Wenn schon ein reichs-, „deutsches“ Blatt es sich erlauben darf, derartige Ansichten mit dem Anschein der Wissenschaftlichkeit zu vertreten, darf es einen nicht wundernehmen, daß eine ganze Anzahl nichtdeutscher Blätter im Geiste der oben erwähnten Bestimmung schreibt und bewußt oder unbewußt Tatsachenfälschung treibt.

Ich hatte seinerzeit einmal Gelegenheit, in einer Arbeit über die französische Ostgrenze auf Grund des Werkes von Vidal de la Blache „La France de l'Est“ auf die von ihm geübte Methode hinzuweisen. Es scheidet die Beweisstücke säuberlich in solche „für“ und solche „gegen“. Und je nachdem es eben der Zweck erfordert, werden die „für“ oder die „gegen“ stillschweigend übergangen. Dabei ist de la Blache einer der bedeutendsten französischen Geographen.

Man wird unwillkürlich an die Nachfolger des Thukydides in der griechischen Geschichtsschreibung des Polybios erinnert, die aus seiner Theorie von dem pädagogischen Zweck der Geschichte den Schluß zogen, es dürfe nur das gezeigt werden „was es verdient“.

Der Ausgangspunkt ist ähnlich, das Ergebnis gleich. —

Ein „ausgezeichnetes“ Blatt in diesem Sinne, ist die in Berlin in deutscher Sprache erscheinende „Kulturwehr“, Zeitschrift für Minderheitenkultur und -politik, Organ des Verbandes der nationalen Minderheiten Deutschlands. Als Herausgeber zeichnet Graf Stanislaw v. Siernikowski, als verantwortlicher Redakteur Jan Skala, kein unbekannter Name in diesen Kreisen.

Das Blatt vertritt im wesentlichen die Interessen der slawischen und dänischen Minderheiten in Deutschland und dem Ausland. Zu seinem größten Leidwesen ist es genötigt, den Deutschen Südtirols zuzugestehen, daß sie in einer Weise vom italienischen Staat behandelt werden, die einen einfach sprachlos macht, vor einem solchen Ausmaß an Mißachtung der allereinfachsten Daseinsbedingungen einer Nationalität. Nun geht es ja der slawischen Minderheit Italiens auch nicht zum Besten und so fällt dies Zugeständnis etwas leichter.

Ganz anders liegen die Dinge z. B. in Polen. Wir vernehmen staunend, „während vor dem Kriege die Jugendbewegung unter den Deutschen in den jetzt zu Polen gehörenden Gebieten keine nennenswerte Rolle gespielt hatte, ist unter der polnischen Herrschaft eine Wendung zum Bessern eingetreten“! Es werden Fahrten und Treffen in Polen und Deutschland erwähnt, verständlicherweise aber verschwiegen, daß eine Anzahl von Teilnehmern an einem Treffen in der Mark Brandenburg vor die polnischen Gerichte unter die Anklage des Hochverrats gestellt und verurteilt wurde.

In Jugoslawien befindet sich das deutsche Genossenschaftswesen „in ständiger, blühender Aufwärtsentwicklung“ — wahrscheinlich infolge der verständigen Fürsorge der Serben für die Deutschen.

Daselbe ist in Rumänien der Fall, wo „die Wirtschaftslage der deutschen Minderheit“ sich „in steigender prosperierender Entwicklung befindet“.

Unglücklicherweise ist dem Berichterstatter über Rumänien hier ein Fehler „unterlaufen“, der klar erkennen läßt, wie leichtfertig und bar jeden Verantwortlichkeitsgefühls für das Gesagte — auch unbeschwert von Sachkenntnis — die Berichte verfaßt werden; die meisten sind ganz ähnlich zusammengestellt.

Es heißt nämlich an einer Stelle: „Die Angaben eines deutschen Minderheitenführers in Rumänien, Generaldirektor Bergleiter, über eine zahlenmäßige Stärke von 800.000 Deutschen (in der Zeitung „Argus“) können schon deshalb nicht der Wirklichkeit entsprechen, da die evangelische Kirchenstatistik in Rumänien insgesamt nur 365.530 Seelen zählt, und die Mehrzahl der dortigen Deutschen dem Protestantismus angehört.“

Der Verfasser des Artikels scheint nicht gewußt zu haben, daß der „Argus“ eine offizielle rumänische Zeitschrift ist, sonst wäre er in seinen Behauptungen wohl vorsichtiger gewesen.

Was die Zahlen anbelangt, so will ich hier eine Anzahl von Belegen anführen, die der Artikelschreiber besser auch zu Rate gezogen hätte, bevor er sich diese Blöße gab.

Karl Braunias gibt die Zahl der Deutschen in Groß-Rumänien in „Das Deutschtum in Groß-Rumänien“ mit 715.000 an, eine Schätzung die offenbar zu niedrig ist, da er auch die Gesamtbevölkerung mit 15.776.845 zu niedrig beziffert. Fittbogen nennt 750.000, Paul Rohrbach in dem ausgezeichneten Werk „Deutschtum in Not“ 765.000, Gundhardt 800.000, nichtdeutsche Verfasser noch mehr, nach Vasiliu leben in Rumänien 805.000 Deutsche, nach Jakabffy 819.000, nach Lucien-Brun 835.000 (Braunias: Schriften des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien 3. — Statistische Minderheitsrundschau I, S. 52), Winkler „Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum“ bringt dann noch eine Zahl, die zu hoch gegriffen ist, er zitiert G. v. Hassel, der 1.040.000 nennt. Walter Vogel „Das neue Europa“ schätzt die Zahl der Deutschen in Rumänien auf 900.000.

Ich glaube, hiemit den Beweis erbracht zu haben, daß meine Behauptung über die Methoden der Beweisführung — man erinnert sich: „für“ oder „gegen“ — in diesem Falle der Minderheitenstatistik zu Recht besteht. Ich will nur noch kurz eine Stelle anführen, um zu zeigen, wie die Sache gehandhabt wird, wenn es sich um eigenes Volkstum handelt. Sie lautet in der „Kulturwehr“ 6. Jahrg., H. 1/2, Januar/Februar 1930, S. 49: „— Die polnische Minderheit in der Sowjetukraine zählte nach der amtlichen Statistik vom Jahre 1926 476.280 Seelen, das sind etwa 2% der Gesamtbevölkerung. In Wirklichkeit dürfte die augenblickliche Zahl der Polen die Höhe von 550.000—600.000 erreichen, wenn man zunächst den starken, natürlichen Geburtenüberschuß innerhalb der letzten Jahre und sodann die Zählmethoden der Sowjets berücksichtigt.“

Ein Bericht von Dr. Richard Esaki-Hermannstadt über die Eindrücke einer Grenzlandfahrt Danzig—Bielitz, erschienen im „Ostland“ 5. Jahrg., Heft 3, März 1930, gibt der „Kulturwehr“ neuerdings Gelegenheit, die bewußte Methode

anzuwenden. Sie findet es nötig, in leicht ironischem Tone zu bemerken „die polnischen Briefkästen in Danzig sind natürlich eine sehr gefährliche Sache“. Gewiß sind sie eine gefährliche Sache — was muß sich wohl ein Ausländer denken, wenn er in den „Freistaat“ Danzig kommt und sieht dort polnische Briefkästen? Es gibt wohl kaum einen Staat in der Welt, der sich eine solche Behandlung gefallen lassen muß.

Man stelle sich einmal deutsche Briefkästen in Polen vor! — Die „Kulturwehr“ verliert natürlich kein Wort über die ja schlechterdings unwiderlegbaren Ausführungen Dr. Csakis über die wirtschaftliche Ausschaltung und Knebelung Danzigs durch die polnische Hafengründung Gdingen.

Bei Gelegenheit eines Besuches des Stadtarchivs in Danzig wurde mir ein Heft eines Mappenwerkes gezeigt, betitelt „Motive polnischer Architektur in Danzig“, das sich im wesentlichen darauf beschränkt den polnischen Adler zu zeigen, der an verschiedenen Gebäuden angebracht ist, sonst läßt sich beim besten Willen keine Spur von polnischer Architektur feststellen, wenn man nicht etwa die mannshohe Mauer dazu rechnet, die unter Verletzung der Danziger Hoheitsrechte das die ganze Stadt gefährdende Munitionslager auf der Westerplatte umgibt.

Den Gipfel der Unverfrorenheit erreichte aber doch ein polnischer Fremdenführer, der mit der größten Seelenruhe seiner aufhorchenden Schar zu berichten wußte, daß der „Artushof“, eine der schönsten deutschen Renaissancebauten, die ich kenne, ein Meisterwerk der polnischen Renaissance sei — da staunt der Fachmann, würde der Berliner sagen.

Un einer anderen Stelle spricht Dr. Csaki über die Masuren usw. „— polnisches Volkstum, das ein eigentümliches Bild der Sprach- und Kultur Mischung und dabei eines vielfach ausgesprochenen deutschen Kulturbewußtseins bietet.“ Das läßt sich nach der „Kulturwehr“ nicht vereinigen. — Ein kleines Beispiel: Im südlichen Teile Ostpreußens, in den großen Kampfgeländen Masurens, fand eine Volksabstimmung statt, weil die etwa 48% masurisch — einen slawischen Dialekt — sprechenden Bewohner angeblich nach Polen „heim“ wollten. Als der Abstimmungskommissär eintraf, konnte Herr Mar Worgitzky, der tatkräftige Organisator des dortigen Deutschtums, ihm mitteilen, daß mindestens 96% deutsch stimmen würden. Die Gesichter der Kommission sollen länglich geworden sein — Herr Worgitzky hatte sich getäuscht, 97.9%! stimmten deutsch! Und das trotz „tat“kräftiger polnischer Propaganda, von deren Werkzeugen einige — wie Totschläger, Drahtseilenden und ähnliches — noch zu sehen sind.

Auch vor offenskundigen Lügen schreckten die Polen nicht zurück. Auf einem Lichtbild war eine Gruppe Polen zu sehen, die an allen möglichen Körperteilen verbunden waren und die Opfer eines deutschen Überfalls darstellen sollten. Kein einziger solcher Fall ist vorgekommen, wohl aber haben die polnischen Horden eine Gruppe wehrloser Deutscher, die von oder zur Abstimmung fuhren, auf einem Bahnhof überfallen und zu Schanden geschlagen. Und so geht es weiter — ad infinitum.

Die Deutschen sind von einer Welt von Feinden umgeben, und ob die Opfer nun Schlageter heißen, oder Soldin — es geht im Namen der „Kultur“ gegen die deutsche Barbarei.

Ich will an den Schluß dieser Ausführungen einen bezeichnenden Ausdruck stellen, den von Brockdorff-Rantzau, der Führer der deutschen Friedensdelegation in Versailles in seiner Antwort auf die Eröffnungsansprache Clemenceaus tat: „Wir kennen die Wucht des Hasses, die uns hier entgegentritt.“

Muß das so sein? —

Rf. B.

Bücherschau

Die offene Wunde Europas. Handbuch zum europäischen Minderheitenproblem. Herausgegeben von Prof. Oskar Wittstodt jun., Kronstadt. Verlag von Kraft & Drotleff U. G., Hermannstadt. 1930. Preis 260 Lei.

Das vorliegende Buch, in der Schriftenfolge des Deutschen Kulturrates erschienen, bedeutet eine sichtlich Bereicherung der an sich gewiß umfangreichen Minderheitenliteratur. Der Zweck des Buches, der eine lange Reihe von Aufsätzen verschiedener Verfasser, u. zw. nicht nur deutschen Volkstums enthält, will vor allem der volkstümlichen Belehrung dienen, indem es den gebildeten Leser über Wesen und Auswirkungen des Minderheitenproblems unterrichtet. Die 20 Aufsätze lassen sich in drei Gruppen teilen, die erste, wo außer den Beiträgen Paul Schiemanns „Die Staatsform der Zukunft“, Georg Bruns „Minderheitenrecht“, Dr. Theodor Grentrup „Kathol. Kirche und nationale Minderheiten“ vor allem der Aufsatz Dr. Richard Csatis „Nationalität und Kunst“, der den Lebenswillen und das Lebensrecht der Minderheiten von einer bisher wenig beachteten Seite her darstellt, sowie die Arbeit des Herausgebers „Schule und Volkszugehörigkeit“ hervorzuheben ist, gibt die juristischen und ethischen Grundlagen der ganzen Frage. Die zweite Gruppe stellt den tatsächlichen Zustand dar, in dem sich die Minderheiten Europas befinden. Es finden sich hier eine Reihe namhafter Darstellungen, die wir nicht alle anzuführen vermögen. Die dritte Gruppe vermittelt die Kenntnis der Veranstaltungen, die bisher ins Leben traten, um das Recht der Minderheiten zu verteidigen und der Verwirklichung des Minderheitengedankens die Wege zu ebnen. Auch hier eine Fülle wertvoller Beiträge. Wir wünschen dem Buch nicht nur bei uns, sondern auch in anderen deutschen Minderheitensiedlungen, sowie im Reiche die verdiente Beachtung.

Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Universitätsdozent Dr. V. Jalozieckyj. (Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 28/29.) Münster, Aschendorff 1930. V, 219 Seiten. Geh. 7'10 Rm., gebunden 8'25 Rm.

In Anbetracht der Aktualität der Ostprobleme gewinnt das Buch über das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart an Bedeutung, da hier einer der wichtigsten Gebietsteile Osteuropas, die Ukraine, im Spiegel ihrer geistigen, religiösen und kulturellen Entwicklung eine weitgehende Darstellung erfährt. Die Zugehörigkeit des alten normannischen Rjever Reiches zur östlich-byzantinischen Kultur und Geistesphäre, die Bedeutung und Eigenart des östlichen Christentums, schließlich des Individualisierungsprozesses der Ukraine im Bardckzeitalter, welcher in schwerem Ringen zwischen der traditionellen byzantinisch-östlichen Kultur und den abendländischen

geistigen Strömungen erkauft werden mußte, wird auf sämtlichen Gebieten des geistigen Lebens anschaulich gemacht. Manche Zusammenhänge, durch welche auch die aktuellen Probleme Osteuropas verständlich werden, erhalten eine historische Perspektive und werden in ihrer bis in die Gegenwart reichenden Tragweite aufgedeckt.

Blau-Rot, Siebenbürgisch-sächsische Nachrichten. Herausgegeben vom Verein Siebenbürger Sachsen in Wien. Schriftleitung: Theo Henning, Wien-9: Mariannengasse 12/23.

Auf diese überaus verdienstvolle Zeitschrift, die nun bereits im zweiten Jahrgang erscheint, möchten wir mit allem Nachdrucke hinweisen. Und zwar ist sowohl die Tatsache, daß diese schöne Erscheinung überhaupt möglich wurde, beachtenswert sowie andererseits die überaus erfreuliche Art der Schriftleitung. Ein stattlicher Teil Sachsen hat hier in Wien, ohne je die teure siebenbürgische Heimat zu vergessen, eine neue Heimat gefunden. Viele tausend Landsleute hat im Laufe der Jahrzehnte der „Verein der Siebenbürger Sachsen in Wien“ in seinem Verbandsvereinigt. Sechs Jahrzehnte besteht er nun. Immer hat es sich gezeigt, daß gerade dieser Verein diejenige Sammelstelle bildet, in der die Treue und Liebe zur alten siebenbürgischen Heimat so recht zum Ausdruck gekommen ist. Eine eindrucksvolle Rundgebung war die Fahnenweihe des Vereins vom 23. Juni des Vorjahres. Seine Zeitschrift „Blaurot“ bringt in ihren verschiedenen Folgen zunächst an der Spitze gehaltvolle Betrachtungen zu kulturellen Fragen des Sächsentums. So enthält z. B. die Folge 3 des laufenden Jahrganges eine Abhandlung von stud. med. Gertrud Sartler-Hamburg über „Das Wesen der sächsischen Kunst einst und jetzt.“ Dann folgen soziale und Hinweise auf Kunstfragen. Personalmeldungen und politische Orientierungen, Nachrichten aus Siebenbürgen und „aus aller Welt“ sowie eine eigene Abteilung: „Schrifttum“ machen jedes einzelne der hübschen Hefte besonders anziehend und runden den Inhalt geschmackvoll ab. Möge „Blaurot“ weiterhin blühen und gedeihen!

Dr. Eberhard Bollacher: Das Hultschiner Ländchen im Versailler Friedensvertrag. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. V.-Rechts- und staatswissenschaftliche Reihe, Band 4. Stuttgart, Ausland- und Kunstverlag 1930.

Neue tschechische Vorstöße der letzten Zeit und verschiedene Veröffentlichungen der tschechischen Presse haben im Verein mit dem Besuch des Präsidenten Masaryk das Interesse wieder stärker auf die Hultschiner Frage gelenkt. Und das mit Recht, — viel zu wenig beachtet sind die Schicksale des oberschlesischen Landes zwischen Oder, Oppa und Zinna, die von seinem Grenzlandcharakter in schärfster Ausprägung bestimmt sind. Dieses fruchtbare Agrarland mit seiner nicht unbedeutenden Industrie am Durchbruch der Oder durch die „Mährische Pforte“ ist ohne Rücksicht auf seine geographische, wirtschaftliche, volkliche und historische Verbundenheit mit dem schlesischen Industriegebiet vom Reiche abgetrennt worden. Die Tschechoslowakei wollte auch ihren Anteil an dem Kohlenbecken erhalten, dessen größerer Teil an Polen überantwortet wurde. Und daneben lieferten alle anderen geschichtlichen und ethnographischen Gründe nur den Vorwand, dieses Ländchen und seine Bevölkerung, von der niemand ein Wort tschechisch sprechen konnte, rücksichtsloser Tschechisierungspolitik zu unterwerfen. Bisher fehlte es an einer Darstellung, die nicht nur das Hultschiner Ländchen und die historischen und rechtlichen Grundlagen seiner heutigen Stellung, sondern aus eigener Beobachtung und unmittelbaren Zeugnissen zugleich seine Lage und seinen Kampf um die Erhaltung seines Deutschtums sowie die Beziehungen des Minderheitenschutzvertrages zum Hultschiner Ländchen und seine Wirkungen schildert. Die Arbeit Bollachers sollte dazu beitragen, das Augenmerk weiter Kreise auf einen stark bedrohten, aber wenig beachteten Teil deutschen Grenzlandes zu richten.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Gustav Böhm: Die Kinder von St. Radegundis. Roman. Geheftet RM. 4.—, in Ganzleinen RM. 5.80. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Einmal wieder ein guter humoristischer Roman, der die behäbige Breite und sittliche Tiefe seiner schwäbisch-bayerischen Herkunft nicht verleugnet. Er erzählt mit wohlthuender Frische die Lebensgeschichte der ungleichen Geschwister aus dem Gutshause der ehemaligen Wallfahrtskirche bei Augsburg, auf dem die Überlieferung schicksalhaft lastet und beinahe den Untergang der Familie heraufbeschworen hätte. — Es lebt darin die stille Heiterkeit, mit der das Schicksal gütige Menschen belohnt, die an sich selbst in die Höhe wachsen, die niemals viel vom Leben verlangen, ihm aber auch nichts schuldig bleiben. Die Stärke des Buches liegt in einem befreienden und über den Dingen schwebenden Humor, voll menschlichen Verstehens und voller Güte. Es ist in unseren Tagen eine seltene Erscheinung, in einem Buche das Erbe Wilhelm Raabes spüren zu können. Es sei hiermit aufs wärmste empfohlen.

Uwe Lars Nobbe: Ein Kriegsfreiwilliger. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Potsdam 1930. Ludwig Voggenreiter-Verlag. 200 Seiten mit 2 Karten. Brosch. 3 Rm., Ganzleinen geschenkband 4.50 Rm.

Was wir suchen und brauchen, das ist weder der greuliche Bericht von der Rehrseite alles Lebens, noch die Anhäufung der ewig gleichen Erlebnisse, sondern die einfache Schilderung, den wahrhaftigen Bericht und die Auskunft über die innere Handlung des Kämpfers, angesichts des Todes, die sich im Kriegsfreiwilligen gewiß am deutlichsten offenbarte. Uwe Lars hebt in Flandern an, verweilt beim Kampfe an der Champagnefront und schildert Schlacht und bitteres Ende im Ringen an der Somme.

J. F. Cooper: Der Wildtöter. Deutsch von Paul Alverdes. Potsdam 1929. Ludwig Voggenreiter-Verlag. 264 Seiten mit 70 Bildern. Brosch. 3.50 Rm., in schmucken Ganzleinenband 4.80 Rm.

Immer gültig und wirksam bleibt J. F. Cooper mit seinen Lederstrumpfgeschichten, in denen er die harten Kämpfe eines ursprünglichen Grenzertums und das Leben jener ersten Pioniere und Pfadfinder des Wilden Westens meisterhaft schildert. Hier wird der Versuch unternommen, von der berufenen Hand eines Dichters eine neue Formgebung der Cooperschen Hauptwerke für unsere Gegenwart vorlegen zu lassen. Konrad Volkert schmückt den Band mit Bildern.

Dr. Werner-Otto von Hentig: Ins verschlossene Land. Ein Kampf mit Mensch und Meile. Potsdam. Der Weiße Ritter-Verlag. 192 Seiten mit einer Karte. Kart. 3.20 Rm., in Ganzleinen 3.50 Rm.

„Die schwerste Reise um die Welt“ nannte Swen Hedin die Hentigsche Tat. „Ich kenne kaum eine Reise um die Welt, die mit größeren Gefahren und Schwierigkeiten verbunden sein könnte“, urteilte er. Und in der Tat: man liest dieses Buch wie einen Roman. Es ist erfüllt von der Spannung des Abenteuerlebens und der Poesie einsamer Wege. Das Unglaublichste an krassen Wechselfällen, an Not, Entbehrungen und Strapazen stellt diese Diplomatenfahrt dar.

Heinrich Kessemeier: Das andere Antlitz des Todes. Falken-Verlag. Hamburg 1929. 316 Seiten.

Mit starker Hand führt uns der Verfasser in das „neue Land“, in das wir alle einmal auswandern müssen. Das Buch ist weltweit und doch ferndeutsch und voll tröst-

licher Gewißheit. Seine Leser werden dem Geistesfluge des Verfassers mit tiefem, stillem Herzensfrieden folgen. Es wird weite Wellenkreise ziehen und hinter dem starren Antlitz des Todes ein freundlich lächelndes offenbar werden lassen. — Wir verweisen auf die von uns in Nr. 7/8 unserer Zeitschrift gebrachte Leseprobe.

Dr. Franz Deibel: Mörikes sämtliche Werke. 3 Bände. Tempel-Klassiker. Sonderausgabe für die deutsche Buchgemeinschaft. Tempel-Verlag. Berlin und Leipzig.

In einer geradezu verschwenderisch schönen Ausgabe, sowohl was Lettern, Druckanordnung, Buchschmuck, Papier und Einband, als auch die Gediegenheit der ganzen Redaktion des Mörikeschen Werkes anlangt, liegt diese Gabe vor uns. Und da wir gegenwärtig in einer Zeit leben, in der man sich immer mehr auf die Besten und Stillsten im deutschen Dichterwald besinnt, so prophezeien wir dieser Ausgabe eine große Zukunft.

Dante Alighieri: Die Göttliche Komödie. Italienisch und deutsch. Erster und zweiter Band deutsch von Konrad zu Putlitz, unter Mitwirkung von Emmi Schweizer geb. Kulenkampff. Band drei deutsch von J. Federmann. Tempelklassiker. Tempel-Verlag, G. m. b. H. Berlin-Leipzig,

Zum ersten Male wird in dieser nicht minder prunkvoll ausgestatteten Ausgabe von dem Verlag die „Divina Commedia“ deutsch und italienisch vorgelegt. Und zwar im fortlaufenden Gegendruck von Seite zu Seite, so daß das Original dauernd der Übersetzung gegenübersteht und stets für diese zu Rate gezogen werden kann, wenn es gilt, besonderen Feinheiten der Urschrift nachzuspüren. Aber auch die Übersetzung an sich repräsentiert ein hohes Niveau. Wertvolle Anmerkungen sowie Sonderarbeiten über „Dantes Leben“, „Dante und seine Zeit“ und eine Tabelle „Regententafeln“, der Könige und Päpste, erschließen dunkles, in der Zeit verankertes, restlos dem Verständnis.



Inhalt

- Siebenbürgische Komponisten der Gegenwart von Dr. Erich H. Müller-Dresden.
Ernst Leibl. Ein sudetendeutscher Dichter von Dr. Heinrich Misko-Berlin, Preussische Akademie der Wissenschaften.
Sitte und Brauchtum. Wege zu volkshundlicher Auffschließung und Darstellung von Dr. W. Schreiber-Hermannstadt.
Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln: Seraphine von Gustav Böhm.
Rundschau: Hermann Klöß fünfzig Jahre alt. — Die Wucht des Hasses.
Bücherschau.
Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.
Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.
Ostland-Verlag, Hermannstadt.